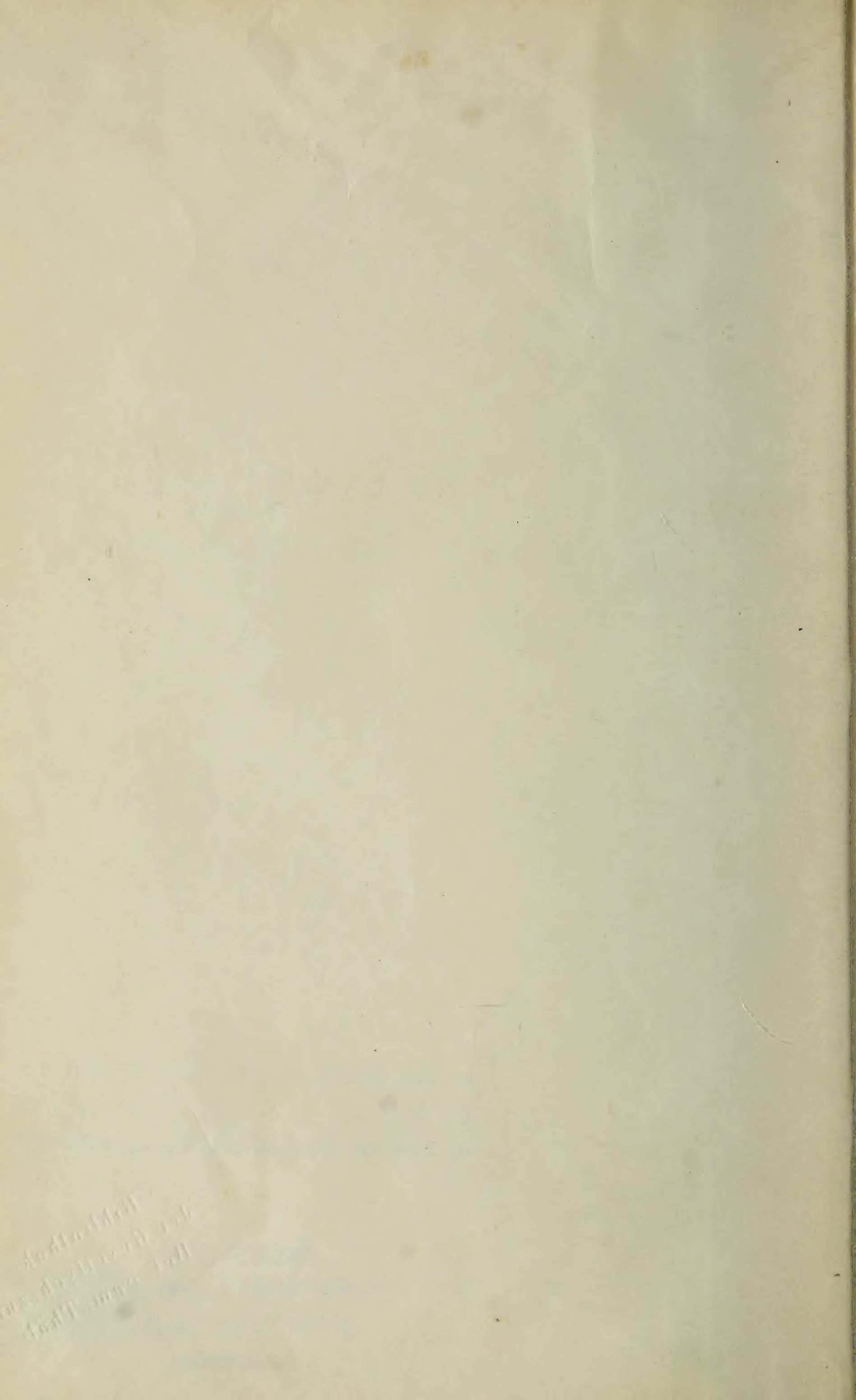
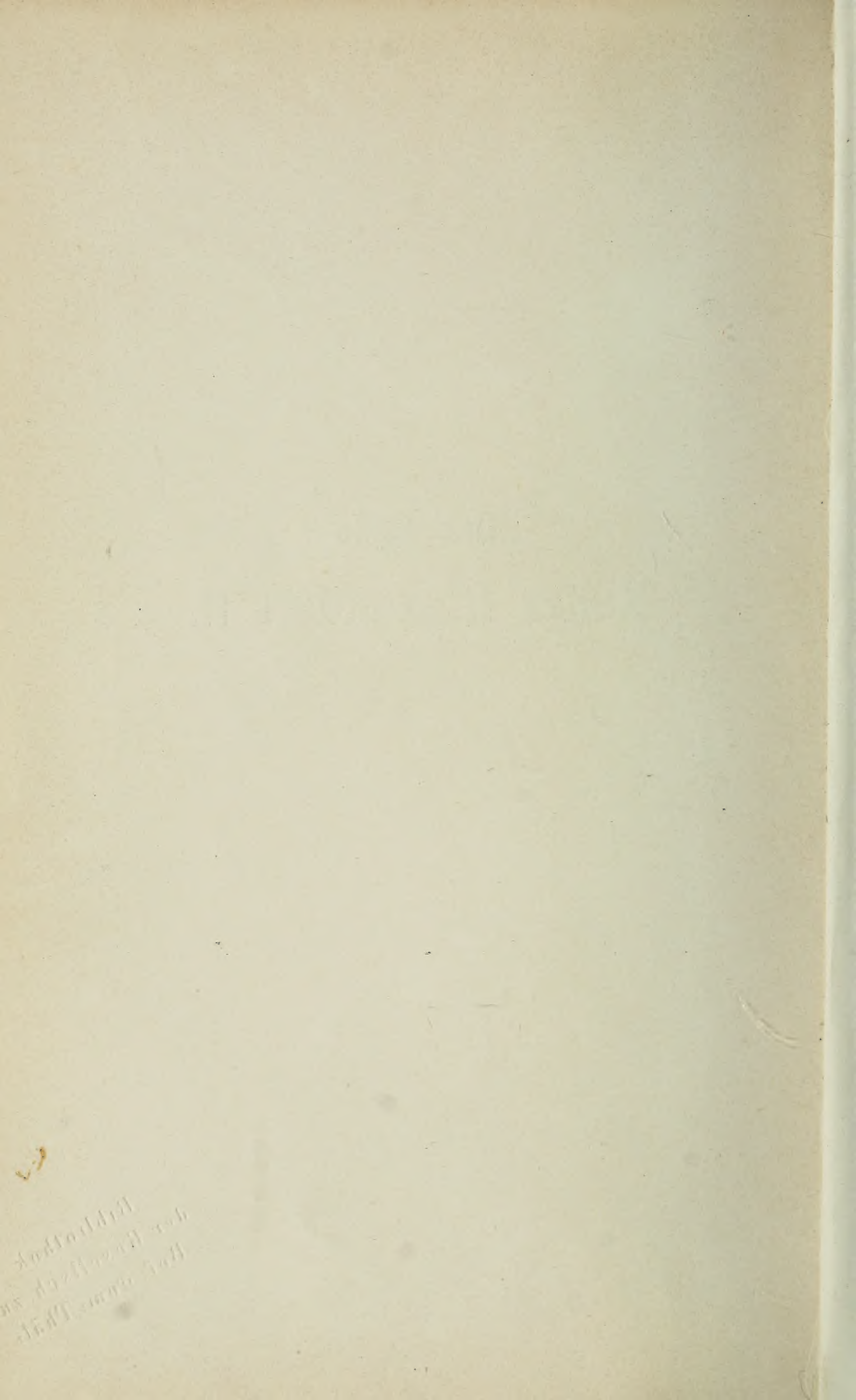

3 1761 07035340 4





Das Ende
Kaiser Alexanders II.





Kaiser Alexander II.

Wenige Tage vor seinem Tode aufgenommen.

Das

Ende Kaiser Alexanders II.



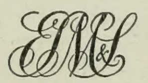
Meine Erlebnisse in russischen Diensten

1878—1881.

Von

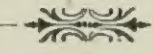
Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth,

Generalmajor z. D.



Erstes bis drittes Tausend.

Mit fünf Abbildungen.

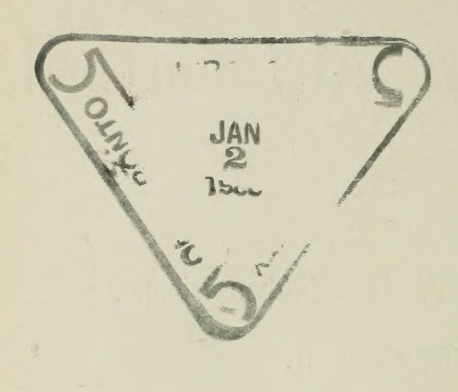


Berlin 1903.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71.



Dem Andenken

an

Seine Majestät den

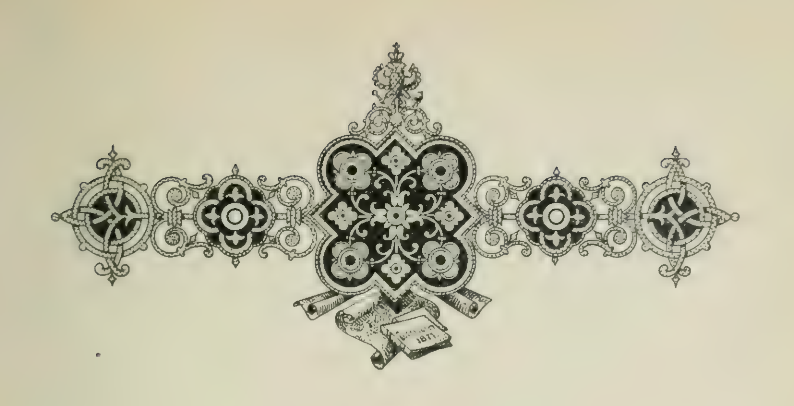
Kaiser Alexander II.

von Rußland

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Der Verfasser.





Vorwort.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit dem russisch-türkischen Kriege verflossen, den in den Reihen des russischen Heeres mitzumachen ich die Ehre hatte. Unvergeßlich ist mir jene stolze Zeit! Unvergeßlich aber auch die Erinnerung an Rußlands obersten Kriegsherrn, Kaiser Alexander II., der mir so viel Güte erwiesen Möchte das Andenken an diesen edlen Herrscher und Märtyrer, an diesen treuen Freund Deutschlands auch bei uns ein gesegnetes sein! Wenn mein Werk hierzu etwas beitragen kann, so ist sein Zweck erreicht.

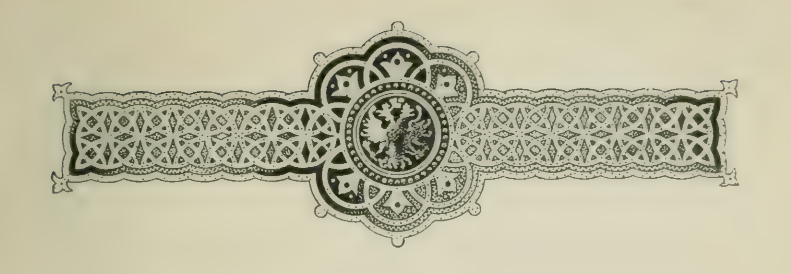
Wölfelsgrund, 23. September 1902.
(Grafschaft Glatz)

Richard Graf von Pfeil und Klein-Ellguth,
Königlich preußischer Generalmajor z. D.
Kaiserlich russischer Oberst a. D. des Leib-Garde-Regiments Preobrashenski.





Inhaltsverzeichnis.



Erstes Kapitel.

Staatliche Lage Russlands nach dem türkischen Kriege.

Allslavische Pläne. — Russische Heerführer. — Enttäuschungen. — Unzufriedenheit über Zusammenkunft in Berlin. — Beurteilung der eigenen Kriegslage. — Skobelew. — Mißstimmung. — Fünfundzwanzig Jahre später.

Als die siegreichen russischen Krieger 1878 aus der Türkei heimkehrten, fanden sie ihr Vaterland in schwerer Lage vor. Die allgemeine Stimmung war keine zufriedene. Der glänzend geführte Krieg hatte nicht die gewünschten Ergebnisse gehabt, namentlich nicht die von der allslavischen Partei gewünschte Eroberung Konstantinopels und den ausschließlich russischen Einfluß auf der Balkanhalbinsel. Die jene Pläne abschwächenden Zusicherungen Kaiser Alexanders II. an Österreich und England glaubte jene, damals überaus mächtige Partei durch einen glücklich geführten Krieg unwirksam machen zu können. Kaiser Alexander sah mit seinem weisen, staatsmännischen Blick mit Recht die Gefahr eines Krieges gegen die Türkei namentlich darin, daß Rußland

schließlich auch Österreich-Ungarn und England als Gegner haben könne. Darum verständigte er sich zunächst im Juli 1876 in Reichstadt mit Kaiser Franz Joseph über den späteren gegenseitigen Einfluß auf der Balkanhalbinsel. Mit dem englischen Botschafter Lord Loftus hatte er im November 1876 eine bezügliche Unterredung in Livadia. Nach dem im englischen Blaubuch veröffentlichten Bericht des Botschafters gab der Kaiser diesem sein Ehrenwort, daß er nicht die Absicht habe, Konstantinopel zu „erwerben". Die allslavische Partei hatte nicht ganz unrecht, wenn sie dieser Versicherung nicht denselben Sinn beilegte, wie die englische Regierung und wie wohl Kaiser Alexander selbst. Denn wenn auch Rußland nicht Konstantinopel „erwarb", so konnte dies, mit Hilfe des russischen Schwertes, das für künftig unter Rußlands Einfluß geplante „Kaiser- oder Königreich Groß-Bulgarien" tun. Es war dies ein weiterer wichtiger Schritt zur Vereinigung aller slavischen Stämme durch Staatenbunde.

Nun waren aber die Ergebnisse des Krieges nicht die erwarteten.

Zwar erwies sich das russische Heer siegreich und so heldenhaft, wie es sich bei jeder früheren Gelegenheit gezeigt. Die Verteidigung des Schipkapasses gegen türkische Übermacht, der Balkanübergang bei bitterer Kälte in Schnee und Eis, die Schipkaschlacht, die Erstürmung von Kars sind unverwelkliche Ruhmeskränze der russischen Waffen. Es zeigten sich Heerführer, die einen Weltruf erwarben, wie Skobelew, der schon vom Krimkriege her berühmte Todleben, Loris-Melikow und andere. Auch Radetzki nicht zu vergessen, der zwar weniger als Heerführer auftrat, aber trotz seiner

hohen Stellung, trotz seiner hohen Jahre auf dem eisumstarrten Schipkapasse aushielt und die Seele dessen Verteidigung wurde. Er bewies, zu welcher Ausdauer, zu welchem Opfermut der russische Soldat sich hinreißen läßt, wenn ihm seine Führer mit solch hehrem Beispiel vorangehen.

Aber auch an Enttäuschungen war der Krieg reich.

Schmerzlich wurden allgemein die ersten Mißerfolge bei Plewna empfunden, deren wesentlichste Grundursache die Unterschätzung des Gegners war. Wie empfand dieselben der hochherzige edle Kaiser, der sein Volk so liebte, dessen Stolz sein Heer war! Er alterte in jenen Tagen um Jahre. Und was wurde endlich nach den furchtbaren Verlusten am Schluß des siegreichen Krieges erreicht im Vergleich zu dem, was man erwartet hatte! Statt siegreich in Konstantinopel einzuziehen, mußte das russische Heer ein halbes Jahr vor der türkischen Hauptstadt lagern, und die Knochen Zehntausender braver Krieger bleichten als Opfer von Krankheiten vor deren Mauern, während mit dem Verlust des vierten Teiles dieser Braven „Zargrad" hätte erobert werden können.

Wie unermeßlich war der Jubel in ganz Rußland und nicht zum wenigsten in den Reihen seiner Krieger, als bei St. Stephano der Vorfrieden abgeschlossen wurde, der den Forderungen Rußlands Rechnung trug! Wer jenen Anblick mit erlebt, als Großfürst Nikolaus seinem siegreichen Heere diesen Erfolg verkündete, der wird ihn nie vergessen. Auf den Höhen von St. Stephano standen an hunderttausend Krieger der Garde und Linie vereinigt. Zu ihren Füßen lag, in hellem Sonnenschein, die kuppelglänzende feindliche Hauptstadt. Nur ein Wort rief der Großfürst, sich in seiner

Riesengestalt im Sattel erhebend; das Wort hieß „**Mir**".
— Friede!*)

Einen solchen Jubel, eine solche Begeisterung habe ich in meinem reichbewegten Leben nicht wiedergesehen. Jeder hoffte, aus dem Ergebnis der mehr und mehr bekannt gewordenen Verhandlungen, daß ein gleich ruhmreicher endlicher Friede zu stande kommen würde, als Lohn für die Mühen.

Bald traten aber immer bestimmtere Gerüchte auf, daß England, Österreich-Ungarn und der bisherige Bundesgenosse Rumänien sich dem Frieden von St. Stephano widersetzten. Österreich-Ungarn hatte ja bereits zu einer Zusammenkunft der Vertreter der beteiligten Mächte eingeladen.

Es ist vielleicht zu bedauern, daß Berlin als Sitz der Zusammenkunft gewählt wurde, denn dadurch wurde Deutschland im russischen Auge nicht der „ehrliche Makler", sondern die vorsitzführende, ausschlaggebende Macht. So unrichtig diese Auffassung auch war, so ist sie immerhin verständlich; der siegreiche, aber in seinen Erwartungen enttäuschte Krieger ist kein Staatsmann und sagt sich, daß der Hausherr immer das meiste zu sagen habe. In diesem Fall wurde aber Deutschland der Hausherr. So richtete sich die russische Entrüstung über den in Berlin erfolgten Abstrich an den Erfolgen des Vorfriedens von St. Stephano nicht gegen Österreich-Ungarn oder England, welche denselben verursacht

*) Nähere Schilderung siehe meine „Erlebnisse eines preußischen Offiziers in russischen Diensten während des türkischen Krieges 1877/78", S. 190. Berlin 1892. E. S. Mittler & Sohn.

hatten, sondern gegen Deutschland, obgleich Fürst Bismarck die russischen Forderungen ausnahmslos unterstützt hatte.

Die damals maßgebenden russischen Heeresleiter betrachteten die augenblickliche Kriegslage etwa in nachstehender Art, die natürlich für die russische Staatskunst ausschlaggebend war.

Das russische Heer auf der Balkanhalbinsel war stärker als je während des Krieges. Es besaß etwa eine Million Streiter und war kriegsgeübter und schlagfertiger denn je. Einen Krieg allein mit der Türkei und England, welches bekanntlich seine Flotte bereits vor Konstantinopel zusammengezogen hatte, brauchte es durchaus nicht zu fürchten. Jedoch befand es sich nicht in der Lage, einen solchen auch gegen Österreich-Ungarn und Rumänien aufzunehmen; nicht wegen der Schlagfähigkeit seines Heeres, sondern wegen dessen Verpflegung und Nachschüben.

Die durch den Krieg ausgesogene Balkanhalbinsel war nicht im stande, für längere Zeit die Verpflegung solcher Massen zu sichern. Diese mußte von außen eingeführt werden. Die russische Flotte auf dem Schwarzen Meer war damals ganz unbedeutend. Wenn nun England die Verpflegung vom Meere, Österreich-Ungarn von der Landseite aus verhinderten, so wurde das russische Heer einfach ausgehungert.

In Militärkreisen spiegelte man sich in der Hoffnung, Deutschland würde Österreich-Ungarn ebenso im Schach halten, wie Rußland 1870.

Als dies nun unterblieb, war im Heer und Volk die öffentliche Meinung enttäuscht und entrüstet; denn diese

beurteilt gern die Staatskunst des Nachbars nicht nach dessen, sondern nach dem eigenen Gesichtspunkt.

Welche fesselnden Gespräche habe ich hierüber mit Skobelew gehabt, der damals gerade vom Kaiser Wilhelm den Orden „Pour le mérite“ erhalten, den er auch später stets mit besonderem Stolz trug. Ich begegnete ihm in Konstantinopel mit dem blauen achtspitzigen Kreuze um den Hals, und schon von weitem zeigte er, mir zunickend, strahlend auf dasselbe. Er war einer der größten Bewunderer des deutschen Heeres und mit dessen Einrichtungen völlig vertraut. Besonders hoch war seine Meinung von der deutschen Infanterie und Artillerie. Bezüglich der Reiterei war er nicht sehr lobend und führte eine Menge von Fällen aus dem französischen Kriege an, in welchem dieselbe, seiner Ansicht nach, nicht voll ihre Schuldigkeit getan. Er war hierin so belesen, daß ich mich eigentlich schämte; denn er kannte vieles aus dem deutsch-französischen Kriege besser als ich, der ihn mitgemacht. Wie oft sagte er mir: „Jetzt aber wäre mein sehnlichster Wunsch ein Krieg gegen Deutschland!“

Bei der allgemeinen Unzufriedenheit über die Ergebnisse der Berliner Zusammenkunft ist es erklärlich, daß der Ton der russischen Presse ein sehr scharfer wurde, und zwar besonders gegen Deutschland, dem die nicht genügenden staatlichen Erfolge Rußlands schuld gegeben wurden. Selbst Kaiser Alexander, dieser warme Freund Deutschlands, war mißgestimmt, so daß, wie wir später sehen werden, die äußere Lage sich in bedrohlicher Weise zuspitzte.

Aber auch die inneren Zustände Rußlands waren schwere.

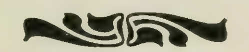
Die herrliche Handlung Kaiser Alexanders II., die Aufhebung der Leibeigenschaft, hatte nicht ganz dem gehofften Erfolge entsprochen. Der grundbesitzende Adel litt schwer durch diese, und die plötzlich Freien konnten sich auch noch nicht in ihre gänzlich veränderte Lage finden.

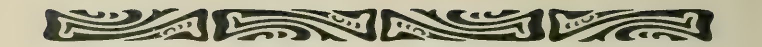
Da erhob der Nihilismus frech sein Haupt.

So stand Rußland damals da, enttäuscht in der äußeren Staatskunst, unbefriedigt im Innern; das Heer neuerungsbedürftig, ohne Verbündete.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre vergangen.

Man staunt, was Rußland in dieser Zeit erreicht hat. Ausschlaggebend in Europa wie in Asien, wo es die großartigsten Bildungsarbeiten schafft, ein herrliches Kriegsheer und einen mächtigen Verbündeten auf Tod und Leben. Man sieht, was russische Tatkraft, was die langsam arbeitende, aber zielbewußte, russische Staatskunst leisten kann.





Zweites Kapitel.

Erste Eindrücke in Petersburg.

Rückkehr nach Petersburg. - Kriegsbesorgnisse. — Ton der Presse. — Nihilismus. — Vergleich mit französischer Staatsumwälzung. — Wera Sassulitsch. — Kriegsauszeichnungen. — Ordensfrage. — Erste Wache im Winterpalast. — Gefährliche elektrische Leitung. — Urlaub nach der Heimat.

Nach der Rückkehr vom Kriege nahm ich wieder Wohnung bei der mir so lieben Herrnhuter Kaufmannsfamilie Türstig, deren großer Güte zu mir bei meinem vorjährigen Eintreffen in Petersburg ich in meinen „Erlebnissen" gedacht hatte. Vom Januar an wurde mir eine größere Kasernenwohnung zugesichert. Dienst fand zunächst so gut wie gar nicht statt, da die Entlassung der alten Mannschaften und die Instandsetzung der Kasernen die meiste Zeit in Anspruch nahm. Aber alle Welt hatte damals das Gefühl, daß die entlassenen Mannschaften bald wieder einberufen werden würden, denn bei der allgemeinen Unzufriedenheit sah die kurzsichtige Menge der Gebildeten in einem Kriege den einzigen Ausweg. Manche erhofften einen solchen gegen Deutschland. Skobelew, der die vorläufig noch in Rumelien verbleibenden Truppen befehligte, konnte es nicht

verwinden, daß er um den Oberbefehl im Feldzug gegen Indien gekommen, der im Frühjahr im Falle eines Krieges gegen England geplant war. Beiläufig bemerkt, hatte er mir erklärt, daß er hierzu meine Zuteilung zu seinem Stabe erbitten würde. Übrigens war Kaiser Alexander II., der seinerseits unbedingt den Frieden wollte, nicht frei von Kriegsbesorgnissen. Hatte er uns doch im September gelegentlich der Truppenschau bei Sebastopol gesagt: „Gebe Gott, daß ich Euch nicht bald noch einmal brauche!"

Der Ton der russischen Presse wurde immer schärfer trotz der sonst so strengen russischen Zensur. Der geistige Führer des Allslaventums, Aksakow, äußerte sich in Moskau bei einer Sitzung des Slavenausschusses u. a.: „Die Berliner Zusammenkunft sei eine freche Beschimpfung dessen, was Rußland gewollt habe; man habe Rußland eine Narrenkappe mit Schellen aufgesetzt. Die Zusammenkunft sei ein verblüffendes Unding, eine offenbare Schmähung Rußlands, ein krankhaftes Belügen und Irreführen des eigenen Gewissens, eine Verschwörung gegen das Russenvolk unter Beteiligung von dessen eigenen Vertretern, eine Ohrfeige an Rußland. Rußlands Diplomatie sei gefährlicher als der Nihilismus; die Blödsinnigkeit der russischen Diplomaten sei verblüffend. Die russische Ehre sei erniedrigt und geschwächt."

Der um sich greifende Nihilismus machte sich immer fühlbarer und bildete das Tagesgespräch.

Jede große Bewegung im Volksleben bereitet sich seit Jahren vor. Die öffentliche Meinung ist aber geneigt, irgend eine bestimmte, auffallende Tatsache als den Anfangsgrund der Bewegung zu betrachten. Den Dreißigjährigen Krieg

läßt man mit dem Sturz des Slawata und Martiniz aus den Fenstern des Hradschin in Prag beginnen; die französische Staatsumwälzung mit dem Sturm auf die Bastille. Die eigentlichen Ursachen dieser wie vieler anderer, durch bestimmte Vorgänge gekennzeichneter geschichtlichen Ereignisse liegen aber oft Jahre und Jahrzehnte zurück.

In diesem Sinne erachtet man als greifbaren Beginn der nihilistischen Bewegung den Mordanschlag der Wera Sassulitsch gegen den Stadthauptmann (Polizeipräsident) General Trepow am 5. Februar 1878.

Die damalige große Gefahr des Nihilismus für Reich und Herrscherhaus ist im allgemeinen außerhalb und selbst innerhalb Rußlands viel zu wenig bekannt. Wer diese beginnende und endlich erlöschende Bewegung mit prüfendem Auge vor sich vorüberziehen sah, der mußte sich sagen, daß die Verhältnisse mit denen vor nahe an hundert Jahren in Frankreich eine unheimliche Ähnlichkeit hatten. Und niemals wird die, für Rußlands Herrscherhaus so große Tatsache genügend gewürdigt, daß man es hier nicht mit Entdeckung und Sühne verschiedener Mordanschläge gegen den Herrscher und hohe Staatsbeamte zu tun hatte, sondern mit einer beginnenden Staatsumwälzung. Hätte an Stelle von Alexander II. und Alexander III. ein Ludwig XVI. den Zarenthron innegehabt, wären an Stelle der Gurko, Loris-Melikow ein Necker und Lafayette leitende Staatsmänner beim Beginn der Bewegung gewesen, hätte man dieser durch Schlaffheit der Regierung gestattet, sich in weiteren Kreisen Bahn zu brechen, wozu es in letzteren an

Bereitwilligkeit nicht fehlte, so war Rußland heute eine Republik mit sicherlich fürchterlichen inneren und äußeren Verhältnissen. Die Romanows hätten die Schicksale der Bourbons geteilt. Rußland hätte für hundert Jahre keine Ruhe gehabt. Diese Tatsachen sind Lehren für alle Herrscher, daß man zweifellos staatsumwälzende Bewegungen sich nicht über den Kopf wachsen lassen darf. Jeder Herrscher ist dies seinem Lande und seinen Nachkommen schuldig.

Was nun den zuvor erwähnten Mordanschlag der Wera Sassulitsch betrifft, so war dieser, in kurzer Schilderung, folgender.

Am 5. Februar 1878 ließ sich beim Stadthauptmann von Petersburg, General Trepow, einem ausgezeichneten, überaus pflichttreuen, aber auch strengen Beamten eine junge, ärmlich gekleidete Dame mit einer Bittschrift melden. Trepow empfing sie stehend in seinem Zimmer, und während er sich anschickte, die Bittschrift durchzulesen, feuerte die Sassulitsch zwei Revolverschüsse auf ihn ab, die ihn schwer verwundet zu Boden streckten. Als Grund ihrer verbrecherischen Handlung gab sie an, daß Trepow einen wegen Staatsverbrechen in Untersuchungshaft befindlichen Studenten Bogaljubow frecher Unbotmäßigkeit halber hatte körperlich züchtigen lassen. Die Verbrecherin erklärte, daß der bestrafte Student ihr durchaus nicht nahe gestanden und daß sie nur habe rohe Verwaltungsmaßregeln rächen wollen. Der Fall machte ungeheures Aufsehen. Noch mehr aber, daß die Geschworenen die Wera Sassulitsch unter dem tobenden Beifall der im Gerichtssaal befindlichen Zuhörer sowie der draußen harrenden Menge — freisprachen.

Ein geradezu unglaublicher Richterspruch, der aber für den damals in Rußland in gebildeten Klassen der Bevölkerung erwachenden Geist spricht.

Der Vorsteher der gefürchteten dritten geheimen Kanzlei des Kaisers, General Mesenzow, gefürchtet von allen Staatsverschwörern, der vergeblich versucht hatte, die freigesprochene Sassulitsch festnehmen zu lassen, wurde wenige Monate später in Petersburg auf offener Straße ermordet. Der Mörder blieb zunächst unentdeckt.

Im Dezember 1878 drangen hunderte, mit Feuerwaffen ausgerüstete Studenten, von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge gefolgt, fast bis in den Palast des Großfürsten-Thronfolgers und verlangten brüllend den Erlaß einer Verfassung. Nicht ohne Blutvergießen wurde die Menge zurückgetrieben.

Somit war die Bewegung genügend vorbereitet.

Der Kaiser befahl, Staatsverbrechen künftighin durch Kriegsgerichte statt durch Geschworene aburteilen zu lassen. Er trat also der beginnenden Erhebung von Anfang an entschieden entgegen. Die Nihilisten wußten, daß Kriegsgerichte nicht, wie die Geschworenen, auf Freisprechung für offenkundige Verbrechen erkennen würden und daß künftighin für solche nur ein Urteil wäre — der Tod am Galgen. Wenn zunächst auch die nihilistischen Verbrechen immer furchtbarer wurden, so verhinderte doch die Aussicht auf den verdienten Strick eine noch größere Ausdehnung der Bewegung, als sie ohnehin schon hatte. Jeder, der als Angehöriger der Partei erkannt wurde, wußte nun, daß er auf Milde nicht zu rechnen habe.

Wenn auch die russische Presse über diese Verhältnisse kein Wort bringen durfte, wenn auch die ausländischen Zeitungen spaltenlang geschwärzt von der Zensur in die Hände der Leser gelangten, so waren doch alle diese Tatsachen Tagesgespräch. Allerdings war sich wohl niemand des tiefen Ernstes der Lage recht bewußt, und man tanzte leichtfertig auf einem Vulkan, wie vor hundert Jahren in Frankreich. —

Für die Offizierkorps war es eine eigenartige Zeit. Man sah sich gegenseitig so gut wie gar nicht, höchstens bei dem wenigen Dienst. Gemeinsames Essen gab es nicht, weil erst alle Räume in Ordnung gebracht werden mußten. Da im russischen Heere alles, was gebaut oder angefertigt wird, vom Kasernenneubau bis zu den Stiefeln, ausschließlich durch Mannschaften des betreffenden Regiments gearbeitet wird, so dauerten natürlich die verschiedenen Instandsetzungen sehr lange. Dieses Getrenntsein war um so fühlbarer, als man im Kriege doch ausschließlich an den kameradschaftlichen Umgang gewöhnt war.

Allmählich kamen auch die Auszeichnungen für den Krieg an, welche die Garde schon lange erhalten hatte, wenngleich sie weit später in den Krieg rückte als die Linientruppen. Mit großer Freude erfüllte es mich, daß ich für meine Tätigkeit im Hainkiöi-Tale den Annenorden 3. Klasse mit Schwertern erhielt und für die Schlacht bei Schipka, die mir doch bereits zur Versetzung in die Garde verholfen, den seltenen Wladimirorden 4. Klasse mit Schwertern. Auch hierbei wurde mir die Güte sichtbar, die Kaiser

Alexander II. mir stets entgegenbrachte. Wie ich durch Bekannte im Kriegsministerium erfahren, war ich durch alle Behörden, bis einschließlich des Oberbefehlshabers Großfürst Nikolaus zum goldenen Ehrensäbel vorgeschlagen, eine Auszeichnung, die auf gleicher Höhe steht wie der Wladimirorden mit Schwertern. Doch vermerkte, wie mir gesagt wurde, der Kaiser eigenhändig in der Eingabe: „An Stelle des Ehrensäbels der Wladimirorden 4. Klasse mit Schwertern." Es war dies, wie man mir mitteilte, in der wohlwollenden Absicht geschehen, meinen Kindern in kaiserlichen Anstalten freie Erziehung zu gewähren, ein Recht, welches der Wladimirorden mit Schwertern gewährt. Ich habe später, nach Ankunft meiner Familie, von dieser Gnade keinen Gebrauch gemacht, sie aber nichtsdestoweniger bis heute in dankbarstem Andenken behalten.

Da ich gerade bei der Ordensfrage bin, möchte ich noch eines, an sich völlig unbedeutenden Vorganges erwähnen, der das Wohlwollen Kaiser Alexanders II. allem Preußischen gegenüber kennzeichnete. Ich besaß, von meiner Leutnantszeit in Potsdam her, den Stanislausorden 3. Klasse. Doch trug ich auch in Rußland das Eiserne Kreuz vor diesem. Als ich gelegentlich der Truppenschau bei Sebastopol mich beim Kaiser als in sein Leib-Garde-Regiment Preobrashensk versetzt melden mußte, riet mir mein Regimentskommandeur, Fürst Obolenski, eine der vornehmsten Persönlichkeiten, die ich je in meinem Leben kennen gelernt, die Ordensfolge umzuändern, da für einen russischen Offizier russische Auszeichnungen vor ausländische gehörten. So richtig auch diese Auffassung war, so bat ich doch, das Eiserne Kreuz an erster

Stelle behalten zu dürfen, und schließlich wurde hierzu, einen Tag vor der Truppenschau, auf mündlichem Wege der Befehl des Kaisers eingeholt. Kaiser Alexander entschied sofort, daß ich das Eiserne Kreuz an erster Stelle zu tragen habe, und meldete ich mich dementsprechend bei ihm.

Ein ganz eigentümliches Gefühl war es mir, zum erstenmal, mit einer Kompagnie die Wache in dem berühmten Winterpalast zu beziehen, um so mehr, als derselbe zu jener Zeit vom Kaiser und der Kaiserin bewohnt war. Hierbei lernte ich alle die Räume kennen, die später der Schauplatz eines so entsetzlichen Mordanschlages werden sollten. Ehe man die Wachtstube der Offiziere betritt, gelangt man in ein Vorzimmer, in welchem sich hinter einem Gitter mehrere große, mit Eisen beschlagene Kasten befinden, bewacht durch nur einen Posten. Sie enthalten bedeutende Geldsummen, dem Kaiser wie einigen älteren Großfürsten angehörend, aus denen die Besoldung deren Hofstaates erfolgt. Auch dürfen sie nur in Gegenwart des Wachtbefehlshabers und einer besonderen Behörde geöffnet werden. Die Offizierwachtstube selbst ist außerordentlich bequem eingerichtet. Fünf breite Sofas dienen den Offizieren als Ruhestätte für die Nacht. Ein Marmorkamin, mit mächtigen Holzkloben geheizt, bereitet behagliche Wärme. Ihn ziert eine kostbare Stutzuhr. Das Zifferblatt ist von Silber; die Zeiger geben neben Minuten und Sekunden auch Jahr, Monat und Tag an. Unwillkürlich fragt man, wie ein derartiger Kunstgegenstand in eine Wachtstube kommt, und erfährt eine eigenartige Geschichte.

Kaiser Nikolaus I. wurde diese Uhr von einem

fremden Fürsten geschenkt. Er ließ sie niemals von seinem Schreibtisch, zog sie sogar selbst auf. Eines Tages vergaß er dies aber und verspätete sich zur Wachtparade. Darüber ärgerte sich der sonst so pünktliche Herrscher derart, daß er die Uhr nicht mehr sehen mochte und ihr den Platz in der Offizierwachtstube anwies, den sie wohl heute noch inne hat.

Neben jener Uhr befindet sich eine vom Arbeitszimmer des Kaisers ausgehende elektrische Leitung. Diese wurde bisher nur zweimal benutzt und zwar beide Male irrtümlich. Sie war unter Kaiser Alexander II. eingeführt und noch nicht lange im Gebrauch, als plötzlich zweimal geklingelt wurde, ein Zeichen, daß der Wachthabende mit der Hälfte der Wachtmannschaft zum Kaiser zu eilen habe. Voller Schrecken stürzt der Offizier ins Mannschaftszimmer, nimmt alle verfügbaren Leute zusammen und begibt sich in größter Hast nach dem genannten Zimmer, wo er, gemäß der Vorschrift, unangemeldet eintritt. Der Kaiser saß arbeitend am Schreibtisch und war höchst erstaunt, plötzlich einen Offizier vor sich zu sehen, hinter dem eine lange Reihe von Bajonetten erglänzte. „Was fällt Dir ein?“ ruft er ihm entgegen. Der Offizier stammelt erschrocken einige Worte und meldet, Se. Majestät habe das bewußte Zeichen gegeben, worauf ihm der Kaiser entgegnete, er wie seine Offiziere müßten geträumt haben, und ihn sehr ungnädig entließ. Dem Offizier kam es sogar so vor, als sei leise das Wort „Durak“ gefallen, doch konnte er sich dessen nicht ganz genau besinnen, was ja auch bei seiner Aufregung erklärlich. Er kam sich, wie jedermann, nach nicht anerkanntem Übereifer, ziemlich töricht vor und war eben im Begriff, seinen

Untergebenen auseinander zu setzen, daß er wie sie geträumt hätten, als plötzlich laut und deutlich die Klingel abermals, jedoch nur einmal, ertönte, als Zeichen, daß allein der Wachthabende zum Kaiser gerufen würde. Was nun tun? Nach dem Empfange, der ihm soeben zu teil geworden, hatte jener abermalige Besuch bei Sr. Majestät wenig Verlockendes. Es konnte ja aber auch sein, daß Allerhöchstderselbe besänftigenden Balsam auf die vorherigen harten Worte gießen wollte. Da jedoch der Offizier an diese letztere Auslegung nicht so recht glaubte, so begab er sich ziemlich angsterfüllt zum Kaiser, ließ sich jedoch, der Vorsicht halber, anmelden. Zu seiner großen Überraschung empfing ihn Alexander II. mit lachender Miene, ihm erklärend, daß er seine Ankunft erwartet. Er hatte nämlich selbst bemerkt, wie sein großer Hund, dem der Anblick des Knopfes an der elektrischen Leitung fremd, diesen berochen und dabei mit der Nase berührt habe. So klärte sich das Mißverständnis auf, und Kaiser Alexander ließ an seinem Schreibtisch eine Vorrichtung anbringen, welche derartige Störungen verhinderte. Der Offizier tat jedoch aus Aufregung die ganze Nacht kein Auge zu.

Auf Wache befinden sich ein Oberst als Offizier vom Dienst, ein Hauptmann als solcher der Ronde, ein anderer als Wachtbefehlshaber und zwei Leutnants. Für die Nacht kommt noch ein Garde-Kasakenoffizier hinzu, der berittene Streifabteilungen um das Schloß zu schicken hat. Der Dienst ist sehr streng, zumal wenn Kaiser Alexander II. das Schloß bewohnt. Von irgend einem Fenster aus sah er, selbst ungesehen, den zweistündigen Ablösungen zu, wobei

ihm auch der geringste Verstoß nicht entging. Für die Offiziere wird vortrefflich gesorgt. Erstes und zweites Frühstück, wie auch reichhaltiges Mittagessen aus der Schloßküche, mit entsprechenden Getränken. Für jeden Offizier waren fünf Rubel Silber, nach damaligem Kurs acht Rubel Papier ausgesetzt. Zum Glück verlief meine erste Wache ruhiger als die meines vorgenannten Vorgängers.

Bei mir jedoch wie bei den meisten meiner Kameraden machte sich die schwere Feldzugszeit, namentlich die des monatelangen Aufenthalts vor Konstantinopel, bemerkbar. Das Gardekorps war längere Zeit dort in einer ganz besonders ungesunden Gegend, und nur wenige waren, welche diese Folgen an ihrer Gesundheit nicht empfanden. So erbat ich mir zur Heilung und um die Meinigen wiederzusehen, drei Monate Urlaub nach der Heimat, welcher mir in bereitwilligster Weise bewilligt wurde.





Drittes Kapitel.

Aus dem Leben in Petersburg.

Die Grafen Adlerberg. — Feier von Philippopel beim Kaiser. — Der Großfürst-Thronfolger. — Kaiser Alexander II. — Das sogenannte schwarze Kabinett. — Fürst Mirski. — Leben in Offiziersfamilien. — Meine eigentümliche Staatsstellung. — Glänzende Hochzeitsfeier der Großfürstin Anastasia. — Preußische Offiziere im Ausland. — Lady Dufferin.

Nach schöner, mit den Meinigen in der Heimat verlebter Zeit kehrte ich 1879 zum russischen Neujahr nach Petersburg zurück und meldete mich gelegentlich dieser Feier beim Oberbefehlshaber Großfürst Nikolaus, sowie bei verschiedenen jüngeren Großfürsten, welche meinem Regiment angehörten. Auch konnte ich sämtliche Offiziere meines Regiments begrüßen und freute mich über den herzlichen Empfang, der mir den Beginn meines neuen Friedenslebens sehr erleichterte. Da noch keine Kompagnie frei war, so tat ich als Stabskapitän bei der Kompagnie eines Hauptmanns v. Adlerberg Dienst, der mich in liebenswürdiger Weise in die Petersburger dienstlichen wie gesellschaftlichen Verhältnisse einführte.

Er machte mich auch mit dem gräflichen Zweig seiner Familie bekannt, der eine der ersten Rollen am Petersburger Hofe spielte. Das damalige Familienhaupt,

Generaladjutant Graf Adlerberg war wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeit. Er hatte den Franzosenkrieg von 1812, die Schlacht von Borodino, den Rückzug aus dem brennenden Moskau, wie später die Verfolgung der Franzosen mitgemacht und war schon unter Kaiser Alexander I. Flügeladjutant gewesen. Dem Nachfolger desselben, Nikolaus I., wurde er der beste Freund. Höchst fesselnd erzählte er aus den Feldzügen von 1813/15 und war mit allen damals wichtigen preußischen Generalen genau bekannt. Sein Wohnzimmer war mit preußischen Erinnerungen jeder Art geschmückt. Einer seiner Söhne, schon in den Sechzigern, Hofminister, stand Kaiser Alexander II. ebenso nahe, wie jener dem Vater, und dessen Sohn wiederum würde später dieselbe einflußreiche Stellung bei dem Thronfolger Nikolaus, mit dem er eng befreundet, eingenommen haben, wenn dieser nicht gestorben wäre. Der nunmehrige Thronfolger, spätere Kaiser Alexander III., liebte jedoch die Adlerbergs nicht, und unter ihm verlor das Geschlecht jede Bedeutung.

Eine ganz eigenartige Erscheinung lernte ich in einer der Schwiegertöchter des hoch in den Neunzigern stehenden alten Grafen kennen. Daß sie nicht mehr ganz jung war, konnte ich mir denken; doch überraschte sie mich durch die Schönheit ihrer Erscheinung, ihre Liebenswürdigkeit und die Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen. Noch vor zwei Jahren hatte sie in einer Wohltätigkeitsaufführung gesungen, bewundert von aller Welt. Ich schätzte sie, von meinem Kameraden Adlerberg gefragt, auf 55 Jahre. Doch war sie 71! Ninon de l'Enclos konnte ihr gegenüber erblassen.

Am 15. Januar, dem Erinnerungstage an die Schlacht bei Philippopel, bei welcher sich das Preobrashenskische Regiment sehr hervorgetan, fand in dessen wunderschöner, mit unzähligen Ruhmeszeichen aus der über zweihundertjährigen Geschichte des Regiments geschmückten Kirche Dankgottesdienst und Trauermesse für die Gefallenen statt. Mit sichtbarer Andacht wohnten Offiziere und Mannschaften derselben bei. Gleich darauf folgte beim Kaiser ein Festessen, bei dem ich zum erstenmal Gelegenheit fand, den Glanz russischer Hoffeste zu bewundern, namentlich im Vergleich zu dem einfachen Hofe Kaiser Wilhelms I. Alle Großfürsten und Großfürstinnen, wie die gesamte Generalität der Garde nahmen an dem Essen teil. Großfürst Feldmarschall Nikolaus, der sich mir vom Kriege her stets als gütiger Gönner bewiesen, machte den Großfürsten-Thronfolger, den späteren Kaiser Alexander III., damals Befehlshaber des Gardekorps, auf mich aufmerksam. Ich hatte mich noch nicht bei ihm gemeldet. Die ernste, vornehme Erscheinung machte einen großen Eindruck auf mich, der immer der gleiche geblieben, solange ich später unter diesem Herrscher diente, dem es vergönnt war, die Machtstellung Rußlands so außerordentlich zu heben. Kaiser Alexander II. brachte in bewegten Worten das Wohl seines Regiments aus und dankte besonders dessen ausgezeichnetem Befehlshaber Fürsten Obolenski, der bei Philippopel schwer verwundet worden war. Nach russisch-soldatischer Sitte fand keine Erwiderung statt. Nach dem Essen sprach der Kaiser viele Offiziere an, und wurde ich von einem der jüngeren Großfürsten aufgefordert, in den Vordergrund zu treten.

Doch tat ich es absichtlich nicht, damit man mir keine Unbescheidenheit vorwerfen könne. Wenige Tage später meldete ich mich gelegentlich einer Wachtparade beim Kaiser zurück, der, wie stets, sehr gnädig zu mir war und sich längere Zeit erst deutsch, dann russisch mit mir unterhielt, wobei er auch meine Familien- und Heimatsverhältnisse berührte.

Wer Gelegenheit gehabt hat, Kaiser Alexander II. zu sehen und ihn sprechen zu hören, wird sagen müssen, daß auf ihn das Wort „Jeder Zoll ein König" ganz besonders paßt. Die schlanke, vornehme, schöne Gestalt, der ernste, man könnte fast sagen, traurige Blick seiner schönen Augen, die gewinnende Liebenswürdigkeit und dennoch Unnahbarkeit seines Wesens, seiner Sprache, machen ihn mir zu einer unvergeßlichen Erscheinung.

Bald machte ich auch bei dem deutschen Botschafter v. Schweinitz und dem Militärbevollmächtigten General v. Werder Besuch und verkehrte bei beiden viel. Niemals habe ich das Gefühl gehabt, bei diesem überaus regen Verkehr irgendwie beobachtet zu werden, oder daß mir jemand denselben verargt hätte. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eines Umstandes erwähnen. Ich unterhielt einen lebhaften Briefverkehr mit Verwandten und Freunden in Deutschland. Nie habe ich bemerkt, daß es den Anschein gehabt hätte, als sei ein Brief geöffnet worden, oder daß die Briefempfänger in Deutschland meine Briefe zu spät erhalten hätten. Darum glaube ich, daß alles, was man in ausländischen Zeitungen über das „schwarze Briefkabinett" in den größeren russischen Städten liest, zum großen Teil in

das Reich der Fabel gehört. Ich glaube, daß über kein Land mehr im Auslande gelogen wird, als über Rußland. Es liegt das aber zum Teil an den dortigen Verhältnissen. Die russische Presse darf über viele, für das Ausland wichtige Vorgänge nichts bringen. Die Berichterstatter ausländischer Blätter finden in maßgebenden Kreisen keinen Zutritt. Sie sind also auf ganz unzuverlässige Quellen angewiesen, und so entstehen die vielen ungeheuerlichen Nachrichten, die allabendlich unter den Berichterstattern bei „Leinner" am Newski-Prospekt ausgetauscht werden. Ich habe später reichen Einblick in diese Sorte von Berichterstatterwesen gewonnen.

Eine besondere Freude war mir der Besuch meines hochverehrten Befehlshabers im Kriege, Fürsten Sjwatopolk-Mirski in Petersburg. Wie ein Vater empfing er mich, und wir tauschten Kriegserinnerungen aus, wobei er auch des kleinsten geleisteten Dienstes dankbar gedachte. Selbst meiner Laterne erinnerte er sich, die ihm einst beim gefahrvollen nächtlichen Balkanabstieg helfend geleuchtet. Als Beweis, was damals noch mächtige Fürsprache in Rußland bedeutete, möge dienen, daß er mir, der ich Stabskapitän der alten Garde, also Major der Linie war, riet, ich möge mich, sobald ich Kapitän, d. h. Oberstleutnant der Linie würde, in diese versetzen lassen. Bis dahin sei er Korpsbefehlshaber und würde mir sofort ein Regiment in seinem Korps geben. Jetzt sind derlei Sonderberücksichtigungen durch die gerechten Neuerungen vollständig ausgeschlossen, welche der ausgezeichnete Kriegsminister Kaiser Alexanders III., General Wannowski, einführte. Fürst

Mirski wurde übrigens nicht Korpsbefehlshaber, sondern, diesem im Range gleichstehend, stellvertretender Hetman aller Kasaken. Der wirkliche war der Großfürst-Thronfolger. Ich habe ihn noch oft in Petersburg gesehen. Im Januar 1898, zum zwanzigjährigen Gedenktag der Schlacht bei Schipka, als ich schon lange wieder preußischer Offizier war, erhielt ich einen schön abgefaßten, anerkennenden Drahtbrief von ihm. Seit einigen Jahren ist der ausgezeichnete Mann gestorben, dem ich über das Grab dankbar bin für das, was er in Rußland an mir getan.

Sehr hübsch gestaltete sich für mich das Leben bei den Familien des Offizierkorps. Da es leider in den russischen Offizierkorps keinen festen gemeinsamen Mittagstisch gibt — die Lagerzeit ausgenommen —, so sieht man auch die unverheirateten Offiziere außerdienstlich meistenteils nur in den Familien, höchstens, daß man sich zufällig zum Frühstück oder zum Essen in der Speiseanstalt trifft. Das Leben in den Offizierfamilien ist, soweit ich es wenigstens vom Preobrashenskischen Regiment beurteilen kann, einfach, ungezwungen und gemütlich. Es fanden sich stets einige Partien „Wint", ein Mittelding zwischen Whist und Boston. Niemals habe ich in den elf Jahren meines Aufenthaltes in Petersburg im Offizierkorps Glücksspiele spielen gesehen. Bei solchen Familienabenden konnte es nicht ausbleiben, daß hier und da auch über Politik gesprochen wurde. Obgleich, wie ich schon früher ausführte, die Stimmung gegen Deutschland schon damals recht erbittert war, so habe ich persönlich niemals, auch später nicht, als die Gegensätze noch weit schroffer wurden, hierunter gelitten. Ich stellte mich streng auf

meinen deutschen Standpunkt, und man erkannte dies in vornehmer Weise an.

Dabei fand ich mich eigentlich in ganz ausnahmsweisen staatlichen Verhältnissen. In Deutschland war ich aus dem Untertanenverbande geschieden, weil ich glaubte, dies sei zum Übertritt in russische Kriegsdienste notwendig. Es war dies ein großer Fehler, denn ich verlor hierdurch meine preußische Pension, die ich in Petersburg recht gut hätte gebrauchen können. Als ich nun während des Krieges beim Eintritt in das Jeletzkische Infanterie-Regiment Nr. 33, auf der Wasserscheide des Balkans, vereidigt werden sollte, fragte mich mein Regimentskommandeur, Oberst Grohman, ob ich den Untertaneneid schwören wolle oder nur den Diensteid. Natürlich wählte ich, schnell entschlossen, das letztere. Dadurch kam ich in die sonderbare Lage, keines Menschen Untertan zu sein. Oftmals wurde ich aufgefordert, russischer Untertan zu werden, namentlich, als es sich später um meine Beförderung zum Oberst handelte. Mein damaliger Regimentskommandeur, Großfürst Sergei Alexandrowitsch, Bruder Kaiser Alexanders III., sagte mir, es sei doch undenkbar, daß ein Oberst (Bataillonskommandeur) des Preobrashenskischen Regiments nicht russischer Untertan sei. Doch nahm er mir meine Weigerung nicht übel, und ich wurde 1888 Oberst im Regiment. Natürlich bekam ich aber später bei meinem Abgang ebensowenig die mir sonst zustehende russische Pension, wie bei meinem Eintritt in Rußland preußische. Dieses sonderbare Verhältnis dürfte einzig in seiner Art sein.

Bald hatte ich auch Gelegenheit, den höchsten Glanz

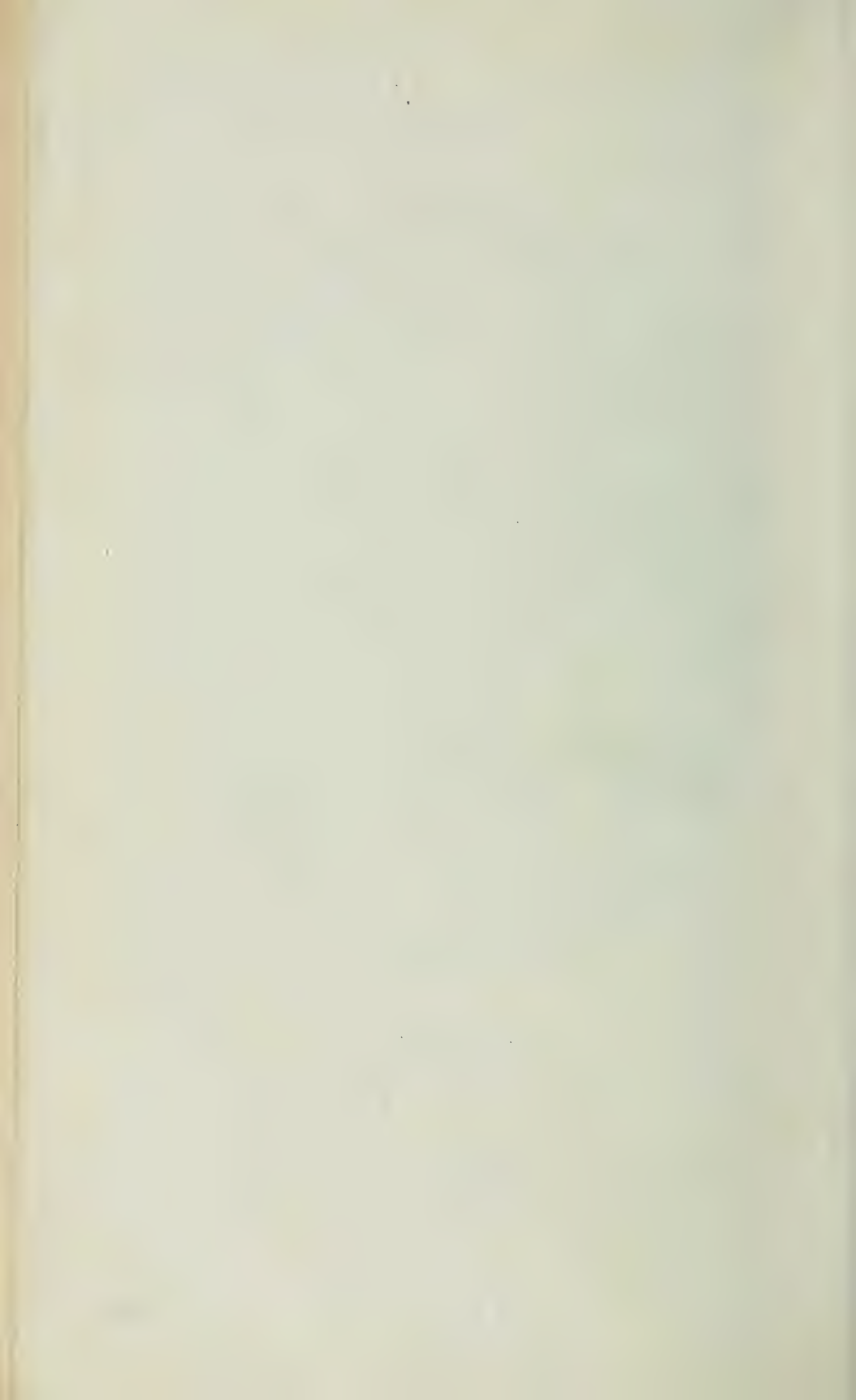
russischer Hoffeste kennen zu lernen gelegentlich der Vermählungsfeier der schönen Großfürstin Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael, mit dem damaligen Erbgroßherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Ein solches Gemisch prächtiger europäischer wie asiatischer Trachten findet man jetzt in Rußland nicht mehr, Krönungsfeierlichkeiten ausgenommen. Damals bestand jedoch noch der „Convoi Seiner Majestät", ein Gemisch der malerischsten Trachten lange vergangener Zeiten, ein fast märchenhafter Anblick. Meist tscherkessische Fürsten in prächtigen, gold- und silbergestickten Sammetgewändern oder in goldgewirkten Rüstungen mit Waffen ältester Art. Kein Staat der Welt hatte einen derartig prächtigen Truppenteil aufzuweisen, wie den damaligen kaiserlichen Convoi. Er ergänzte sich zum Teil aus den tscherkessischen Bergvölkern, die vor noch nicht allzu langer Zeit in einem, ein halbes Jahrhundert währenden Kriege mit Rußland gestanden. Die 1. und 2. Schwadron waren Kasaken des Kuban, die 3. Kasaken des Terek. Es waren diese nicht eingeborene Kaukasier, sondern Kasaken des Don, jener Heimat aller Kasaken, die in den eroberten Gebieten der Flüsse Kuban und Terek vor mehr als siebzig Jahren angesiedelt wurden und nun, unter strenger Festhaltung des Russentums, doch kaukasischen Geist angenommen hatten. In ihren langen, scharlachroten Röcken mit hohen, spitzen Schaffellmützen sahen sie schon für den, der ihren Anblick nicht gewohnt war, abenteuerlich genug aus.

Doch verschwanden sie gegen die 4. Schwadron des Convois, welche sich ausschließlich aus den früher im Kaukasus herrschenden Stämmen ergänzte und in



Fürst Obolenski,

Generalmajor der Suite, Kommandeur des Leib-Garde Preobrashenskischen Regiments.



welcher die Offiziere meist tscherkessische Fürsten waren, die Mannschaften den besten Familien des Landes entstammten, welche wiederum ihre schönsten Söhne dorthin schickten. Der 1. Zug dieser Schwadron waren Grusinier. Ihre Kleidung bestand aus karminfarbenem Sammet, reich mit Pelz verbrämt und mit goldener Stickerei besetzt. Sie waren eine der wildesten Völkerschaften des Kaukasus, ergaben sich niemals und machten auch niemals Gefangene. In der Schlacht bei Lowtscha, bei der der kaiserliche Convoi Skobelew unterstellt war, wütete er, namentlich aber die 4. Schwadron, unter seinen Stammesgenossen, den türkischen Tscherkessen, welche genau dieselbe Tracht hatten, nur daß an der Mütze statt des Kreuzes der Halbmond befestigt war. An tausend türkisch-tscherkessische Reiter lagen auf dem Schlachtfeld, auch nicht einer kam mit dem Leben davon. Der 2. Zug bestand aus Gorzen, dem vorigen in Kleidung und Sitten ähnlich; die Mannschaften hatten statt goldener Besätze silberne. Der 3. Zug waren Leshginier; diese Völkerschaft war die letzte, welche sich Rußland unterwarf, und bildete die Leibwache Shamyls. Sie trugen hellroten Sammet und auf dem Kopfe Stahlhelme mit Schuppenvisier, welches das Gesicht fast ganz verhüllte. Die Helme hatten die Form, wie wir sie auf den Bildern der alten Kreuzritter kennen. Ein Schuppenpanzer bedeckte die Brust. Der 4. Zug endlich bestand gleichfalls aus tscherkessischen Bergvölkern, doch durften als Offiziere und Mannschaften nur Muselmänner in ihm dienen. Ihre Kleidung war weißer Sammet, mit Pelz verbrämt und mit goldener Stickerei besetzt. Wundervoll waren die Waffen des Convois.

Dessen damaliger Befehlshaber, ein noch junger Mann, war Flügeladjutant des Kaisers. Er hatte den Dienst in Warschau beim Grodnoschen Leib-Garde-Husaren-Regiment begonnen, blieb jedoch nicht allzu lange dort. Sein großes Glück bei den polnischen Damen kostete ihm jedoch beinahe den Dienst. Drei, nicht mehr ganz junge Damen, hatten ihn in ihr Herz geschlossen und zeigten ihm dies deutlich. Er gab schließlich allen dreien ein Stelldichein, doch schlechterweise am selben Ort und zu selber Stunde. Die Schönen waren empört und schwuren Rache. Da der Gatte der einen eine sehr hohe Stellung bekleidete, gelang es auch, den Don Juan von der Garde in die entfernteste Linie zu vertreiben, d. h. bis in den Kaukasus. Von dort zeichnete er sich im türkischen Kriege so aus, daß er seine jetzige wichtige Stellung erhielt.

Auch die europäischen Uniformen waren überaus kleidsam, wie die prächtigen, edelsteinbesäeten altrussischen Damentrachten. Kaiser Alexander III. löste den kaiserlichen Convoi auf und ersetzte ihn durch Gardekasaken; auch die Uniformen wurden bekanntlich unter ihm sehr vereinfacht.

Einen gleichfalls eigenartigen Anblick gewährten, wenn man sie zum erstenmal sah, die Vertreter der Kaufmannschaft, meist recht wohlbeleibte Gestalten mit langen Bärten in langem altrussischen Kaftan, Hals und Brust mit Denkmünzen geschmückt.

Die vielen anwesenden preußischen Offiziere waren natürlich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Bei dieser Gelegenheit, wie bei unzähligen späteren, konnte ich jedoch bemerken, daß der richtige preußische Offizier in russischen Militär- und Gesellschaftskreisen nicht liebegewinnend wirkt.

Je mehr ich mich in die russischen Verhältnisse eingelebt, desto mehr fiel selbst mir, der ich damals bereits dreizehn Jahre in Preußen gedient, das, nach russischen Begriffen steife, oft absprechende Wesen der preußischen Herren auf, welches im eigenen Kreise völlig unbemerkt vorübergeht. Der preußische Offizier hat, auch im Auslande, immer etwas scharf Beurteilendes. Er wird, wenn ihm dieses und jenes vorgeführt, nicht, wie es gewandter wäre, das Lobende herausgreifen, sondern eher einen leichten Tadel durchfließen lassen, gewissermaßen in der Besorgnis, man könne von ihm annehmen, daß er irgend welche Schwächen nicht bemerkt habe. Wer immer in Preußen gedient, empfindet diesen Umstand nicht. Aber man frage z. B. irgend einen Offizier, wie die Besichtigung eines anderen Truppenteils, sei es selbst in demselben Regiment, ausgefallen. Unter zehn werden neun Gefragte nach allgemeiner Beurteilung die ungünstigen Ergebnisse hervorheben. Im Auslande verletzt jede, nicht unbedingt lobende Beurteilung. Durch rückhaltloses Lob und durch völliges Sichanpassen der Stimmung, in welcher man empfangen wird, macht man sich Freunde und — lernt mehr.

Die Kaiserin, eine Prinzessin von Hessen, nahm an den Festlichkeiten längst nicht mehr teil, da ihr damals schon trauriger Gesundheitszustand, dem sie ein Jahr später erlag, dies nicht gestattete. Nur in ihren eigenen Räumen nahm die allerseits hochverehrte Fürstin Besuche entgegen. Bei einer solchen Gelegenheit kam es zu einem Zufall, der in der Gesellschaft Stoff zur Heiterkeit bot. Lord Dufferin, der spätere Vizekönig von Indien und bekannter englischer Staatsmann, wurde Botschafter am russischen Hofe, und seine Frau erbat die Erlaubnis, der kranken Kaiserin vorgestellt

zu werden. Der Hofmarschall führte sie durch eine Reihe von Sälen und Gemächern und endigte schließlich in einem, wobei er ihr einige Worte zuflüsterte, die sie nicht recht verstand. Sie glaubte, im Empfangszimmer der Kaiserin zu sein, um so mehr, als sie in der Nähe eines Fensters eine alte Dame sitzen sah, die sich bei ihrem Eintritt kaum erhob. Sie trat vor sie und machte die vorgeschriebene tiefe Hofverbeugung. Die alte Dame, Gräfin Protassow, Oberhofmeisterin der Kaiserin, welche schwer stehen konnte, hob sie gewissermaßen auf, ihr einige freundliche, aufklärende Worte zuflüsternd, welche die Lady jedoch nicht verstand, da die gute Oberhofmeisterin über keinen einzigen Zahn mehr verfügte. In diesem Augenblick wies der Hofmarschall auf eine Nebentür. Die als sehr stolz bekannte Gemahlin des Botschafters glaubte, sie sei hiermit entlassen, war im Innern entrüstet über diesen kurzen Empfang, machte jedoch abermals ihre tiefe Verbeugung und schritt nach der ihr bezeichneten Tür. Im Nebenzimmer sah sie eine ihr unbekannte Dame, an der sie leicht grüßend vorbeischritt, als diese sie freundlich mit den Worten anredete: „Haben Sie kürzlich meine Tochter gesehen?" Die Lady antwortete kurz: „Wer ist Ihre Tochter?" und erhielt die lächelnde Antwort: „Die Herzogin von Edinburgh!" Man kann sich die Bestürzung der Lady denken.

Es war eine Zeit großen Glanzes, die ich damals verlebte; auch alle großen russischen Familien wetteiferten mit dem Hofe, um die lange entbehrten Festlichkeiten nachzuholen.

Bald sollte die Zeit des Grauens folgen.

Viertes Kapitel.

Nihilistische Freveltaten.

Nihilistisches Vorgehen. — Mordversuch gegen General v. Drentelen. — Osterfeier. — Mordversuch Sholowjews gegen Kaiser Alexander II. — Krankheit. — Übernahme der Kompagnie. — Kirchenältester.

Im Jahre 1879 begann der Nihilismus in allen größeren Gouvernementsstädten angriffsweise vorzugehen.

Wie schon gesagt, war es eine völlig planmäßige, durch reiche Geldmittel unterstützte Verschwörung. Die verschiedenen Mordanschläge waren nur sichtbare Kundgebungen derselben, gewissermaßen die Blitze des allgemeinen Gewitters. Die Regierung hatte zunächst nicht diese Auffassung und glaubte irrtümlich, in den sich häufenden Verbrechen nur die Taten einzelner zu sehen. Jedenfalls wurde sie anfänglich durch die Bewegung völlig überrascht. Das Wunderbarste war, daß die Nihilisten meistens ihre Anschläge lange zuvor brieflich ankündigten, wobei natürlich auch viel falsches unterlief. Schon im Dezember 1878 glaubte man, die Fäden einer Verschwörung in der Hand zu haben, welche den Zweck hatte, alle höheren Gardeoffiziere zu ermorden. Manche Truppenteile durften wochenlang nicht die Kasernen verlassen, so auch das I. Bataillon meines Regi-

ments, welches von seiner, an den Winterpalast grenzenden Kaserne in diesen gelangen kann, ohne die Straße zu berühren. Im Februar wurde in Charkow der Gouverneur Fürst Krapotkin, von einem Ball zurückkehrend, erschossen; der Mörder entfloh. Bald darauf entdeckte man in Petersburg eine nihilistische Druckerei und Bücherverlag. Unter den hierbei Verhafteten befanden sich mehrere Offiziere der Artillerie, von denen einige am Galgen endeten.

Allgemein wurde die Aufregung, als am 25. März, am lichten Tage, auf dem vielbesuchten Marsfelde ein Anschlag gegen den Befehlshaber der III. Abteilung (Geheimpolizei), General v. Drentelen, verübt wurde, dessen Vorgänger, General Mesenzow, gleichfalls durch nihilistische Hand gefallen war. Drentelen, ein ausgezeichneter pflichttreuer Offizier, wie so viele aus der strengen Schule des Kaisers Nikolaus hervorgegangen, war schon seiner Stellung wegen bei den Staatsverbrechern besonders verhaßt und hatte bereits viele Drohbriefe erhalten, auf welche er jedoch nichts gegeben. Am 25. März vormittags fuhr er in geschlossenem Wagen längs des Marsfeldes nach dem Palast des Prinzen von Oldenburg. Ihm folgte, wie zufällig, ein junger, gut gekleideter Mann auf schönem Pferde. Als der Wagen hielt, feuerte der Reiter durch die Fensterscheibe auf General v. Drentelen, der im Begriff war auszusteigen, fehlte jedoch. Ohne einen Augenblick die Geistesgegenwart zu verlieren, befahl der alte General, dem fliehenden Reiter zu folgen, und nun begann eine wilde Jagd durch mehrere Straßen, der Reiter, wie die Wagenpferde im Galopp. An einer Straßenecke jedoch sprang der Verbrecher

vom Pferde und in einen ihn erwartenden Wagen, dessen ausgezeichnete Rosse ihn bald entführten. Erst nach mehreren Monaten gelang es, seiner, wie seiner Helfershelfer, habhaft zu werden. Er war erst zwanzig Jahre alt, ein Edelmann, namens Mirski. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Der damalige Generalgouverneur Gurko begnadigte ihn jedoch zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Was diesen, sonst so überaus strengen Mann zu dieser Milde bewog, ist niemals bekannt geworden. Der Kaiser, dessen Leben inzwischen mehrfach bedroht war, nahm sie ihm jedenfalls sehr übel. Drentelen war gedroht worden, daß im Falle der Hinrichtung Mirskis seine Tochter, die er über alles liebte, getötet werden würde. Vielleicht hat dieser Umstand bei der Begnadigung eine Rolle gespielt.

Am 12. April versammelte sich kurz vor Mitternacht das gesamte Offizierkorps der Garde und alle Würdenträger in den weiten Sälen des Winterpalastes zur Osterfeier. Nachdem die Auferstehung Christi verkündet war, wechselte der Kaiser mit allen Generalen und diesen gleichgestellten Würdenträgern den Osterkuß. Doch war die Stimmung eine gedrückte. Allgemein hieß es, daß das Leben des Kaisers bedroht sei, und dieser selbst war ungewöhnlich ernst. Am anderen Morgen wurde bekannt, daß, bald nachdem der Kaiser und die sonstigen Anwesenden den größten Saal verlassen, der dort befindliche Riesenkronleuchter herabgestürzt sei, was von vielen als böses Zeichen gedeutet wurde. Am folgenden Morgen fanden die unzähligen Osterbeglückwünschungen statt. Je höher man gestellt ist, desto mehr Küsse muß man wechseln. Der Hauptmann z. B. küßt sich mit seiner ganzen Kompagnie; der Ober-

befehlshaber, Großfürst Nikolaus, mit nahe an tausend Offizieren. Über diesem fröhlichsten russischen Jahrestage waren bald alle Sorgen von gestern vergessen.

Am 14. April früh gegen 10 Uhr erhielt ich, wie alle in meiner Kaserne wohnenden Offiziere den Befehl, uns sofort nach dem Winterpalast zu begeben. Von allen Seiten strömten Offiziere dorthin. Vor dem Palast rief man uns entgegen: „Man hat auf den Kaiser geschossen!“ Schreck und Entsetzen malten sich auf allen Gesichtern. Immer mehr füllten sich die Säle, welche von der Osterfeier her noch in Unordnung waren, und man stellte sich offizierkorpsweise auf. Vor dem Palast sammelten sich Tausende von Menschen. Inzwischen erfuhr man das Nähere. Der Kaiser war bei seinem gewohnten Morgenspaziergang in der Nähe des Winterpalastes einem Mann, mit Beamtenmütze auf dem Haupte, begegnet, der ehrerbietig vor ihm Front machte. Kaum an diesem vorbei, hört er einen Schuß fallen, sieht sich um und erblickt jenen Mann, einen zweiten Schuß auf ihn feuernd. Noch zwei Schüsse gab er auf ihn ab, als endlich ein Schutzmann und mehrere herbeigeeilte Leute den Verbrecher ergriffen, wobei der Schutzmann durch einen Schuß schwer verwundet wurde. Der Verbrecher wäre von dem wütenden Volke in Stücke gerissen worden, hätte der Kaiser nicht selbst eingegriffen. Im Wagen eines Offiziers fuhr er nach dem Winterpalast, wunderbarerweise unverwundet, trotz der Nähe, in der auf ihn geschossen wurde.

Gegen Mittag betrat der Kaiser den Saal, in welchem wir uns versammelt, gefolgt von sämtlichen Großfürsten. Er sah tiefernst und leichenblaß aus. Als ihm aber ein nicht enden-

wollendes, begeistertes Hurra entgegentönte, sah man ihm an, daß dieser Empfang ihm wohltat. Vor dem Offizierkorps meines Regiments angelangt, konnte er nicht weiter, denn alles stürzte ihm entgegen, um ihn näher zu sehen und zu hören, was er sprechen würde.

Als endlich Stille eingetreten, sprach er mit lauter, fester Stimme: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diese Zeichen Ihrer Hingebung. Nur schmerzt es mich tief, daß mir diese aus einer so traurigen Veranlassung dargebracht werden. Mein Leben ist nun zum dritten Male bedroht gewesen; aber jedesmal hat mich Gottes Gnade errettet. Sie wissen alle, daß keinem das Wohl und Wehe Rußlands mehr am Herzen liegen kann, als mir, der ich nur das Beste will. Mögen sich alle Gutgesinnten um mich scharen und gegen diesen gemeinsamen Feind kämpfen!" Dann trat er ans Fenster und rief dem ihm zujubelnden Volk einige Worte zu.

Die ganze Stadt, ja man kann sagen, alle Schichten der Bevölkerung waren von furchtbarer Aufregung ergriffen. Überall fragte man sich, wie dies enden solle. Kein höherer Beamter fühlte sich seines Lebens sicher, denn allen gingen, und zwar meist auf geheimnisvolle Weise, Drohbriefe zu. Der Verbrecher, ein Dorfschullehrer Ssolowjew, wurde hingerichtet. Seitens der Regierung wurden alle Maßregeln ergriffen, um der allgemein verbreiteten Verschwörung, die man nun als solche erkannte, auf die Spur zu kommen. General Gurko, der sich im Balkanfeldzug sehr ausgezeichnet und durch seine Strenge bekannt war, wurde zum Generalgouverneur von Petersburg mit unbegrenzter Vollmacht ernannt.

Der Thronfolger, welcher als General älter war und das Gardekorps befehligte, stellte sich freiwillig unter seinen Befehl. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich zunächst für längere Zeit nach Livadia in der Krim.

Ob die Wahl Gurkos zu einer so wichtigen Stellung in so ernster Zeit eine richtige war, möge dahingestellt sein. Er war nur Soldat, nicht Staatsmann.

Seine ganze Dienstzeit bis einschließlich zum Divisionskommandeur hatte er in der Garde-Kavallerie zurückgelegt. An dem damals dort herrschenden leichten Ton, wie auch leichter Auffassung der dienstlichen Tätigkeit beteiligte er sich nicht. Seinem ernsten Charakter entsprechend, faßte er das Leben wie den Dienst ernst auf und verlangte viel von sich selbst wie von seinen Untergebenen. Die von ihm befehligten Truppen taten sich im Friedensdienst überall hervor, und Gurko zeigte sich als ein tüchtiger Führer.

Bei Ausbruch des Krieges berief man ihn auf den bulgarischen Kriegsschauplatz und unterstellte ihm die Vortruppen der gegen den Balkan im Vormarsch befindlichen Heeresabteilung.

Er unternahm nun den, anfänglich als strategische Heldentat gepriesenen, nach dem Mißerfolge aber als höchst leichtsinnig anerkannten frühzeitigen Zug über den Balkan gleich zu Beginn des Feldzuges. Der Übermacht des ihm entgegenstehenden Suleiman Pascha weichend, wie auch infolge der gefährlichen Verhältnisse um Plewna mußte er zurück, und es war ein Glück für ihn, daß ihn Suleiman nicht drängte. War doch seine Lage derartig, daß er den harten Befehl erlassen hatte, auf Verwundete und Zurück-

bleibende keine Rücksicht zu nehmen, um den Rückzug nicht aufzuhalten.

Er übernahm wieder seine Friedensstellung in Petersburg, wurde aber gegen Ende des Krieges zurückgerufen, um die zur Überschreitung des Etropol-Balkan bestimmte Heeresabteilung zu übernehmen. Diese Aufgabe löste er mit großem Geschick.

Gurko war ein ebenso tüchtiger General wie hingebend treuer Diener seines Kaisers. Diese rühmlichen Eigenschaften befähigten ihn aber noch nicht zum Staatsmann in der Zeit so schwerer innerer Kämpfe.

Vor diesen eben geschilderten Ereignissen war ich wochenlang schwer krank an Fieber, welches ich mir, wie so viele, in der ungesunden Umgegend Konstantinopels geholt. Es war dies eine schwere Zeit, die ich durchzumachen hatte, einsam, in einem doch noch völlig fremden Lande, fern von den Meinen. Wie oft sagte ich mir, daß es im Kriege doch weit schöner gewesen. Auch mußte ich mich bei dem überaus geringen Gehalt und den vielen Abzügen sehr einschränken. In jenen Tagen begann ich meine schriftstellerische Tätigkeit und schrieb auch mehreres für die „Kreuzzeitung". Der kleine Erfolg machte mir viele Freude.

Im April 1878 wurde ich endlich Kompagniechef. Mein Vorgänger hatte sich seit bereits einem Jahr mit Abschiedsgedanken getragen und sich darum nicht mehr mit voller Hingebung um den Dienst bekümmert, so daß ich zu meiner Freude ein reiches Feld der Tätigkeit vorfand. Es ist ja eine Leichtigkeit und ein wahrer Genuß, russische Mannschaften zu befehligen, denen die Mannszucht angeboren ist, und die, wohl

noch als Nachwehen der Leibeigenschaft, im Offizier vom ersten Tage an ihren „**Barin**“, ihren Herrn, sehen. Ich kam ihnen mit Liebe und Vertrauen entgegen, und sie haben mir dies reichlich erwidert.

Nach der dienstlichen Übernahme erfolgte, nach alter Sitte, eine solche anderer Art. Ich ließ einen Eimer Wodka für fünf Rubel kommen, und nun begannen die Gesundheiten: auf den alten Kompagniechef, auf die Offiziere, auf den Feldwebel. Hierauf ließ letzterer mich leben, und dann wurde ich, wie üblich, von meinen Mannschaften mehrmals hoch in die Lüfte geworfen, eine Sitte, an die ich mich niemals recht gewöhnen konnte. Zum Schluß muß man, halb taumelnd wieder auf die Beine gelangt, danken, was die Mannschaften mit dem üblichen: „Wir sind froh, uns bemüht zu haben!“ erwidern. Mit einer russischen Kompagnie übernimmt man vieles, so z. B. Gemüsegärten, welche den notwendigen Bedarf an Sauerkraut sicherstellen, zwei Arbeitspferde 2c. Aber auch einen sehr niedlichen kleinen Bären übernahm ich, als besonderen Liebling der Mannschaften.

Sehr lieb war mir, daß sich ganz in der Nähe meiner Kaserne die evangelische Annenkirche mit zwei ausgezeichneten Predigern, H e s s e und F r e i f e l d t, befand. Ich wurde bald zum Kirchenrat der Annengemeinde gewählt und denke gern an meine dortige Tätigkeit zurück. An den Sonntagen, an welchen ich im Kirchendienst war, mußte ich in voller Uniform mit dem Sammelteller an der Kirchtür stehen; es war mir immer eine besondere Freude, wenn ich recht viel Geld abliefern konnte.

Fünftes Kapitel.

Im Lager der russischen Garden.

Lager bei Kraßnoje Selo. — Typus der verschiedenen Garde-Regimenter. — Fehlende Tafel am Preobrashenskischen Lager. — Bärtige Kompagnie. — Alarm. — Der Kaiser beim Preobrashenskischen Regiment. — Regimentsfeiertag. — Schluß der Lagerzeit.

Anfang Juni rückten wir in das Lager von Kraßnoje Selo, um dort fast ein Vierteljahr zuzubringen. Mit Spannung sah ich dieser Zeit entgegen, von der ich noch keine richtige Vorstellung hatte, da man damals in Preußen noch keine Lager kannte und auch heute noch nicht annähernd in dieser Ausdehnung. Kraßnoje Selo ist nicht das größte russische Lager, und doch liegen dort zwei Armeekorps mit zwei Reiter-Divisionen vereinigt. Von den Riesenausdehnungen der Übungsplätze kann sich nur der eine Vorstellung machen, welcher diese in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt hat.

Auf prächtig bewaldeten Höhenrücken zieht sich das Hauptlager hin, das der Garde-Infanterie und -Artillerie. Da jeder Truppenteil sein eigenes alleiniges Lager hat, in welchem er fast den vierten Teil des Jahres zubringt, so ist er auch bemüht, sich dieses so behaglich wie möglich zu gestalten. Jedes Truppenlager ist eine Art Park für sich, in dessen Mitte reizende, gärtenumgebene Wohnhäuser für die

Offiziere liegen. Der Mittelpunkt ist gewöhnlich die Offizier-Speiseanstalt; auf der Rückseite liegen dienstliche Gebäude aller Art, und die weißen Zelte der Mannschaften ziehen sich längs des Waldsaumes hin.

Seit Kaiser Nikolaus I. hat jedes alte Garde-Regiment seinen besonderen Typus, und Kaiser Alexander hielt fast noch strenger hierauf als sein Vater. Oft verteilte er selbst die Garderekruten und vermerkte, ein Stück Kreide in der Hand, eigenhändig die Nummer des zukünftigen Regiments. Wer hierin eingeweiht war, konnte an dem Typus der einzelnen Rekrutenabteilungen sofort erkennen, wohin sie bestimmt waren. Die größten Leute wurden, ohne Rücksicht auf Schönheit, für das Preobrashenskische Leib-Garde-Regiment ausgesucht. Das Ssemenowsche Regiment hat ausgesucht schöne, dabei große Leute; das Ismailowskische Leute mit dunkelem Haar und heller Gesichtsfarbe; das Leib-Garde-Jäger-Regiment (hat mit Forstleuten nichts zu tun) dunkeles Haar und dunkele Gesichtsfarbe. Einen eigentümlichen Anblick gewährt das Pawlowsche Leib-Garde-Regiment, das einzige, welches bei Paraden Grenadiermützen trägt, ähnlich denen des preußischen 1. Garde-Regiments, und, als Auszeichnung für eine frühere Waffentat, den Parademarsch mit gefälltem Bajonett macht. Es hat nur Leute mit Stumpfnasen und trägt auch dementsprechend den Spitznamen „Kurnoszie". Selbst höhere Vorgesetzte begrüßen das Regiment mit diesem Namen, so z. B. der einstige Botschafter in Berlin Graf Schuwalow, als er das Gardekorps befehligte.

In den Truppenlagern herrscht peinlichste Sauberkeit.

Tafeln bezeichnen den Namen des Truppenteils. Nur beim Preobrashenskischen Regiment fehlt eine solche, und dessen damaliger ausgezeichneter und vornehmer Befehlshaber, Fürst Obolenski, war nicht dazu zu bewegen, sie anzubringen. Er sagte sich, daß jeder, der im Preobrashenskischen Lager sei, auch ohne Tafel wissen müsse, wo er sich befände. Als nun der Befehlshaber des Gardekorps, Herzog Alexander von Oldenburg, ins Lager geritten kam und sich erkundigte, warum keine Tafel angebracht war, erwiderte Fürst Obolenski: „Eure Hoheit! Sobald Seine Majestät der Kaiser am Winterpalast eine Tafel anbringen läßt »Palast Seiner Majestät des Kaisers«, bringe ich auch eine solche am Lager an.“ Der Herzog, welcher vorher selbst das stolze Regiment befehligt, sagte weiter nichts, und von der Tafel war nicht mehr die Rede. Sie wird wohl bis heute nicht angebracht sein.

Mit meiner Kompagnie richtete ich mich täglich besser ein. Es ging mir bei jeder Gelegenheit sehr gut und ich freute mich, wie die Mannschaften die ihnen dargebrachte Liebe und Fürsorge erwiderten. Ich hatte zum großen Teil Südrussen, und zwar aus einem eigentümlichen Grunde. Die 5. Kompagnie bekam nur Rekruten mit Backenbärten. Der Kompagniechef hat sogar das Recht, Leute mit ganz glatten Gesichtern zurückzuweisen. Da bekanntlich im Süden der Bart früher wächst, so bekam ich auch großenteils Ersatz von dort. Die Kompagnie sah infolgedessen zwar älter, aber vorzüglich aus. Die einzigen Bartlosen waren meine beiden Offiziere. Der Dienst wurde überall fleißig gehandhabt, und es mußte vor allem wieder das gelernt werden, was im Kriege verlernt worden

war. Ganz eigenartig war es mir anfänglich, daß nicht der Kompagniechef den Dienst bestimmte, sondern daß dieser im Regiment, immer für eine Woche im voraus, festgesetzt wurde.

Anfang Juli nahm Kaiser Alexander II. Aufenthalt im Lagerbereich, im Schloß von Kraßnoje Selo. Am Tage seiner Ankunft ritt er längs der Lagerfronten und begrüßte die vor diesen aufgestellten Truppen, welche ihn mit wahrer Begeisterung empfingen. Trotz des ihn begleitenden glänzenden Gefolges, in welchem sich viele durch den Krieg berühmt gewordene Persönlichkeiten befanden, waren doch aller Augen nur auf den Kaiser gerichtet, der in Garde-Husaren-Uniform, auf einem prächtigen Apfelschimmel vorausritt. Mit tiefem Ernst ruhte sein Blick auf den Truppen; doch hatte man nicht den Eindruck, daß er sie musterte, sondern daß seine Gedanken ganz wo anders waren; vielleicht dachte er daran, daß er bald in die Lage kommen würde, diese glänzenden Truppen wieder vor dem Feinde zu gebrauchen. Beim Preobrashenskischen Regiment angelangt, teilte der Kaiser dem Offizierkorps mit, daß in wenigen Tagen vierzig Jahre verflossen seit seiner Ernennung zum Befehlshaber des Regiments, und er wolle diesen Tag in unserer Mitte zubringen. Diese völlig überraschende, außergewöhnliche Auszeichnung wurde mit Begeisterung aufgenommen, und von diesem Augenblick an war im Regiment von nichts anderem mehr die Rede, und alle Hände waren mit Vorbereitungen beschäftigt.

Doch bereitete der Kaiser dem Lager noch eine andere Überraschung. Am Tage vor der Regimentsfeier ertönte gegen

vier Uhr früh das Alarmsignal. Den bezüglichen Befehlen entsprechend, sammeln sich die Truppen nicht in ihren Lagern, sondern jeder eilt, feldmarschmäßig angezogen, so schnell er kann, nach dem etwa 7 km entfernten Alarmplatz. Während dieses Laufes sucht man seine Bataillonsfahne beziehungsweise Kompagnieflagge zu erblicken, und tatsächlich kommen die Truppenteile, indem sie sich um diese Feldzeichen scharen, ziemlich geschlossen auf dem Platze an. Aber auch die letzten Nachzügler trafen mit überraschender Schnelligkeit ein. Damals waren die Kompagniechefs in Rußland noch nicht beritten, und da sie doch im allgemeinen nicht zu den allerjüngsten gehören, so war dieser Dauerlauf mit Tornister und gewickeltem Mantel für sie keine Kleinigkeit. Auch der schwere Dienstrevolver hinderte. Manche begnügten sich, nur den Überzug dieser Waffe zu tragen. Doch war dies bei den, dem Herzog von Oldenburg unterstellten Truppenteilen nicht ohne persönliche Gefahr, da der dienststrenge Fürst häufig diesen oder jenen in freundlicher Weise bat, ihm den Revolver zu zeigen. Erfolgte eine Fehlanzeige, so konnte man sicher sein, für einen bis drei Tage unfreiwilligen Zimmeraufenthalt zu bekommen.

Damals wurde, wie früher auch in Preußen, von einem mit Stubenarrest bestraften Offizier der Degen durch den Regimentsadjutanten in unauffälliger Weise abgeholt. Nun bestand, und besteht auch wohl noch, in Rußland die Vorschrift, daß ein Offizier, der den goldenen Ehrensäbel für Tapferkeit besitzt, berechtigt ist, in solchem Falle einen halben Zug unter Führung eines Offiziers zur Abholung des Säbels zu verlangen. Natürlich wird von diesem Recht kein Gebrauch

gemacht, denn jeder vermeidet doch bei solchen Gelegenheiten die Öffentlichkeit. Ein junger Hauptmann eines im Lager liegenden Linien-Regiments machte jedoch eine Ausnahme. Er fühlte sich aus irgend welcher Veranlassung unschuldig mit einigen Tagen Stubenarrest bestraft und bestand, als Inhaber des Ehrensäbels, auf seinem Schein. Mit Stolz, ja nicht ohne Genugtuung sah er zum Fenster heraus, wie der Säbel von der kleinen Truppe unter Trommelschlag abgeholt wurde.

Als alle Truppen eingetroffen, fand ein Gefecht statt, zu welchem der Kaiser selbst die Anordnungen traf. Übrigens war der einzige Fehlende der Oberbefehlshaber, Großfürst-Feldmarschall Nikolaus, des Kaisers Bruder, der nach Petersburg gefahren war und von dort mit einem in der Eile bestellten Sonderzug verspätet eintraf.

Folgenden Tages wurde das vierzigjährige Erinnerungsfest beim Regiment in großartiger Weise begangen. Beim Vorbeimarsch nahm der Kaiser selbst den Befehl über das Regiment. Bei solchen Gelegenheiten ist es Sitte, daß der Herrscher, nach Beendigung des Dienstes, zum Mannschaftsessen kommt und bei der Leib-Kompagnie mit Wodka das Wohl des Regiments ausbringt. Dort ist auch alles für diesen Fall vorbereitet, auch ein silberner Becher zur Stelle. Es erregte nun allgemeines Aufsehen, als der Kaiser, nachdem er die Leib-Kompagnie verlassen, nach der Speisehalle meiner Kompagnie schritt, dort einen einfachen zinnernen Soldatenbecher ergriff, selbst Wodka aus dem Eimer schöpfte und das Wohl der Mannschaften ausbrachte. Er wandte sich dann in gütiger Weise zu mir und unterhielt sich längere Zeit auf

russisch und deutsch mit mir. In meiner Kompagnie herrschte geradezu jubelnde Begeisterung.

Bevor der Kaiser die Offiziersmesse betrat, nahm ihm Feldwebel Stepanow der Leib-Kompagnie, eine Riesengestalt, geschmückt mit den höchsten russischen und preußischen Kriegsauszeichnungen für Mannschaften, den Mantel ab. Sofort drängten sich die Grenadiere an den Feldwebel heran und küßten ehrfurchtsvoll die Achselstücke des kaiserlichen Mantels. Es war das ein hübsches Bild. Der Kaiser bekam vom Offizierkorps zwei goldene Becher geschenkt, wie solche jeder Offizier bei seinem Eintritt in das Regiment in Silber stiftet. Seinerseits schenkte er jedem anwesenden Offizier einen schweren silbernen Becher mit bezüglicher Inschrift. Der meinige ist mir heute noch ein liebes Andenken.

Im allgemeinen ist das gemeinsame Essen der Offizierkorps während der Lagerzeit, selbst in den vornehmsten Regimentern, überaus einfach, namentlich was das Trinken betrifft. In den preußischen Offizierkorps wird weit mehr getrunken als in den russischen. Nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, wie z. B. in diesem Falle, sonst eigentlich nur beim Regimentsfeiertag, geht es außerordentlich glänzend zu, und Kosten für Ausstattung, Speisen und Getränke werden nicht gespart. Die für das genannte Fest betrugen für jeden Offizier 80 Rubel, etwa 200 Mark.

Am 18. August machte ich die erste Feier des Regimentstages mit, die militärisch, wie auch sonst, in großartiger Weise begangen wird. Das Offizierkorps, sämtliche Großfürsten, alle Botschafter und Gesandten sind als Gäste des Kaisers

geladen; diesesmal nach Zarskoje-Selo, der Herbstübungen wegen.

Da der Geburtstag des Kaisers Franz Joseph auf diesen Tag trifft, so brachte der Kaiser zunächst dessen Wohl aus. Nachdem das Essen vorüber und man sich in zwanglosen Gruppen vereinigt, winkte mich Skobelew an seine Seite und sprach mit merkwürdiger Offenheit über den vergangenen Krieg und innere Heeresverhältnisse. Es war ungemein fesselnd, den damals im Glanze seines Ruhmes stehenden Truppenführer sprechen zu hören. Er war, Ende der Dreißiger stehend, Befehlshaber des 4. Armeekorps. Außerordentlich bewußt war er sich der ungeheuren Volkstümlichkeit, deren er sich im ganzen Heere, namentlich der Linie, oder wie man in Rußland, im Gegensatz zur Garde, sagt: „der Armee" erfreute. In dem Hirn des jugendlichen Generals wirbelten die abenteuerlichsten Gedanken.

Den Schluß der Lagerzeit bildeten mehrtägige, recht anstrengende Übungen, bei welchen an die Leistungen der Truppe große Anforderungen gestellt wurden. Dann begann wieder der Friedensdienst in Petersburg. Über die Hälfte der Mannschaften wurde in die Stadt oder auf das Land für etwa sechs Wochen auf Arbeit geschickt. Den Verdienst teilten sie mit den zurückbleibenden Kameraden. Für die Erhaltung der Mannszucht sind solche Beurlaubungen zur Arbeit ebensowenig günstig, wie die in Deutschland zu den Erntearbeiten, aber ebenso notwendig wie diese. Am besten hatten es die Pferde. Ihnen wurden die Eisen abgenommen, und sie machten eine mehrwöchentliche Graskur auf großen Weideplätzen, an denen bekanntlich in Rußland kein Mangel ist.

Sechstes Kapitel.

Ernste staatliche Lage im Sommer 1879.

Macht der Presse. — Geschichtlicher Sommer. — General Chanzy. — Kaiserzusammenkunft in Alexandrowo. — Gott sei Dank! Der Krieg zwischen uns ist eine Unmöglichkeit! — Fürst Gortschakow und Frankreich. — Deutsch-österreichisches Bündnis. — Schwierige Stellung für mich. — Stärkung des Nihilismus. — Erneute Mordversuche. — Mißerfolge gegen die Teke-Turkmenen und gegen China.

Die politische Lage wurde im Sommer 1879 immer ernster. Wer offene Augen hatte, der konnte gerade in dieser Zeit beobachten, welchen Einfluß die Presse in staatlicher Beziehung haben kann. Eine greifbare, den Frieden bedrohende Ursache lag eigentlich nirgends vor, und doch war es, wie man ja jetzt offen aussprechen kann, sehr nahe am Kriege. Die russische Presse nahm, von der Zensur ungehindert, den schärfsten Ton gegen Deutschland an; aber auch die deutsche Presse, namentlich die „offiziöse", war nicht viel milder. Den Sommer 1879 kann man einen geschichtlichen nennen, denn er brachte drei hochbedeutsame Ereignisse: das Schutzbündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die friedenserhaltende Zusammenkunft der Kaiser Wilhelm I. und Alexander II. in Alexandrowo und — wie wir demnächst sehen werden — die erste Annäherung zwischen Rußland und Frankreich.

Die Nachricht über die Zusammenkunft in Alexandrowo war für die Offizierkorps und die gebildete Gesellschaft völlig überraschend, wurde auch mit sehr geteilten Gefühlen aufgenommen. Der kriegslustigen Partei, an deren Spitze Skobelew stand, kam sie sehr ungelegen, denn diese rechnete damals schon auf ein Zusammengehen mit Frankreich. Letzteres hatte wohlweislich seinen besten Truppenführer, General Chanzy, als Botschafter nach Petersburg geschickt, und dieser wußte sich eine solche Stellung zu verschaffen, daß man ihn wohl zweifellos mehr sehen ließ, als im allgemeinen üblich. Er besichtigte die Festungswerke von Kronstadt, wie auch, bei einer längeren Rundreise, die der Ostseeprovinzen. General Obrutschew, Gehilfe des Generalstabschefs und bald darauf dessen Nachfolger, war mit Chanzy sehr befreundet und brachte, zumal seine Gattin eine Französin war, jeden Sommer mehrere Wochen in Frankreich zu. Man wird daher begreifen, daß dieser Partei die versöhnende Aussprache in Alexandrowo nicht genehm war.

Aber dem edlen Kaiser Alexander II. und seinem greisen kaiserlichen Oheim nahm sie eine Last vom Herzen. Deren beiderseitige Stimmung, wie aber auch den damaligen Ernst der Lage, kennzeichnet nichts besser, als nachstehender Vorgang, den General Radetzki, der heldenhafte Verteidiger des Schipkapasses, mir selbst erzählt hat. Er war bei erwähnter Zusammenkunft Kaiser Wilhelm zum Ehrendienst zugeteilt. Die beiden Kaiser, die sich bekanntlich innig liebten, zeigten anfänglich eine, bei ihren häufigen Begegnungen völlig ungewohnte, fast verlegene Zurückhaltung. Aber die Stimmung wurde immer

wärmer, und als nach herzlichster Verabschiedung der deutsche Kaiserzug der Heimat zueilte, da umarmte Kaiser Alexander den von ihm sehr geschätzten alten Schipkahelden und sprach mit bewegter Stimme die wenigen Worte: „Gott sei Dank! Der Krieg zwischen uns ist eine Unmöglichkeit!"

Aber ein Gegenstück zu diesem schönen Vorgang ließ nicht lange auf sich warten.

Wenige Tage später empfing der in Baden-Baden weilende greise russische Staatskanzler Fürst Gortschakow, bekanntlich ein ausgesprochener Gegner des Fürsten Bismarck, wenngleich er diesen gern als seinen Schüler zu bezeichnen pflegte, einen französischen Berichterstatter. Die Unterredung machte die Runde durch die ganze gebildete Welt, zumal sie unwidersprochen blieb. Fürst Gortschakow sagte u. a.: „Was Frankreich betrifft, so erachte ich und habe es stets gegen jedermann laut ausgesprochen, eine anhaltende Schwächung Ihres Landes als eine beklagenswerte Lücke im europäischen Konzert. Ohne Zweifel danke ich diesen Gesinnungen, aus denen ich nie ein Hehl gemacht habe, die Feindschaft, mit der mich der deutsche Kanzler beehrt. Zu Ihren Staatsmännern habe ich stets gesagt: »Seid stark! Das ist für Eure eigene Sicherheit und für das europäische Gleichgewicht unerläßlich.«" Nachdem der Fürst durch den Berichterstatter Frankreich auffordern ließ, auf der Hut zu sein, schließt er, über die Folgen der Zusammenkunft in Alexandrowo befragt, die lange Unterredung mit nachstehenden Worten: „Die beiden Souveräne lieben und schätzen einander sehr, und das wird gewiß genügen, um manche

Schwierigkeiten zu beseitigen und die leichten Differenzen, die hier und da sich ergeben könnten, auszugleichen. Noch einmal — und Sie mögen dies Ihren Landsleuten von mir ausrichten —, ich hege eine innige Liebe zu Frankreich und glaube davon in den letzten Jahren überzeugende Beweise geliefert zu haben. Ich erachte es für ein Interesse ersten Ranges, daß es den ihm aus so vielen Gründen gebührenden Platz in Europa wieder einnehme. Eine Absetzung Frankreichs wäre ein Majestätsverbrechen gegen die Zivilisation."

Diese Unterredung wurde in der russischen Presse mit nicht minderem Beifall begrüßt als in der französischen, und man kann sie, wie auch die außerordentliche Stellung Chanzys in Petersburg, als die erste kundgewordene Annäherung zwischen Frankreich und Rußland ansehen. Daß diese unter Kaiser Alexander II. keine weiteren Fortschritte machte, ja sogar verblaßte, hatte, wie wir später sehen werden, andere Ursachen.

Trotz Alexandrowo wurde die Stimmung der beiderseitigen Presse und dadurch der öffentlichen Meinung in Rußland nicht besser. Ich schrieb damals meinen ersten, sehr kurzen politischen Artikel, und zwar an die „Kreuzzeitung". Er wurde zu meiner Freude und, ich gestehe offen, auch Eitelkeit, in der russischen wie ausländischen Presse viel nachgedruckt und besprochen, nützte aber selbstverständlich gar nichts. Nachstehend der Wortlaut:

„Rußland und Deutschland.

Petersburg, 6. November. »Gott sei Dank! Ein Krieg zwischen uns ist eine Unmöglichkeit!« Das waren die ersten Worte, welche Kaiser Alexander nach der Abreise des

Kaisers Wilhelm von Alexandrowo einem hochverdienten russischen General gegenüber äußerte. Dieses »Gott sei Dank« aus dem Munde des kaiserlichen Neffen wird wohl auch aus dem Herzen des deutschen Kaisers gesprochen sein. Was ist aber die Folge dieser kaiserlichen Begegnung?

Die Zeitungen beider Länder fahren fort, wenn auch nicht offen zum Kriege zu schüren, so doch eine augenblicklich herrschende politische, vielleicht auch kommerzielle Mißstimmung zu vergrößern und eine künstliche Feindschaft zwischen zwei Reichen zu stiften, die in über hundertjährigem Frieden miteinander leben (der Preußen aufgezwungene Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 ist wohl nicht zu rechnen) und deren beiderseitige Herrscher seit dieser Zeit, zum Wohl ihrer Völker, durch innige Verwandtschafts- und, was noch höher zählt, Freundschaftsbande miteinander verknüpft waren. Mögen doch die Federn nicht verderben, was eine ernste Waffenbrüderschaft in schwerer Zeit errungen! Wer in Rußland lebt, wer die hiesigen Verhältnisse und Stimmungen, besonders die der Armee, kennt, der wird und muß sich sagen, daß der ganze augenblickliche Antagonismus nur durch die Zeitungen entstanden ist, und daher ist es auch an diesen, soweit sie sich als patriotische Blätter betrachten und das Wohl ihres Landes, nicht kleinliche Nebenrücksichten im Auge haben, denselben wieder verschwinden zu lassen, und denjenigen wird die Ehre gebühren, welche mit »Nachgeben«, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Anfang machen. Vor allem dürfte aber den konservativen Blättern Preußens diese Rolle zufallen. Seit längerer Zeit jedoch haben auch diese Blätter ihre russenfreundliche Haltung nicht mehr bewahrt, und selbst in der »Kreuzzeitung«, dem Blatte, welches das gemeinschaftliche Erinnerungszeichen, das Eiserne Kreuz, an seiner Spitze trägt, liest man mehr oder minder scharfe Artikel gegen Rußland, wohlwollende sehr selten. Lasse man die panslavistischen Zei-

tungen Rußlands schreiben, was sie wollen, erwidere man ihnen nicht, dann wird auch ihnen bald der Stoff ausgehen. Man schreit nur in den Wald, wenn man ein Echo erwartet."

In hellen Flammen loderte die Entrüstung auf, als man die Tatsache des deutsch-österreichisch-ungarischen Schutzbündnisses erfuhr. Es war dies ja begreiflich, um so mehr, als die übertriebensten Tatsachen über den angeblichen Inhalt des Bündnisses verbreitet wurden. In Offizierkreisen glaubte man sicher an einen bald bevorstehenden Krieg. Meine Stellung wurde dadurch sehr schwierig, wenngleich ich, wie ich in dankbarer Erinnerung wiederholen muß, dies persönlich niemals empfunden habe. Ich konnte doch unmöglich gegen Deutschland fechten, ebensowenig aber auch auf deutscher Seite gegen Rußland. In ein Ersatz-Bataillon wollte ich erst recht nicht, so tat ich den, wie ich heute noch zu meiner Freude sagen kann, allein richtigen Schritt und wandte mich vertrauensvoll an meinen Regimentskommandeur, Fürst Obolenski. Dieser vornehm denkende Mann verstand völlig meine Lage, und es wurde der Ausweg getroffen, daß ich für den Kriegsfall in ein gegen Rumänien oder die Türkei aufgestelltes Korps versetzt würde. Glücklicherweise war die ganze Besorgnis umsonst. Sie zeugt aber für die Vornehmheit der russischen Kriegsbehörden dem preußischen Offizier gegenüber.

Die Nihilisten traten immer entschiedener auf. Die Hinrichtung Ssolowjews, der den Kaiser zu Ostern zu ermorden versucht, wie zahlreiche Verurteilungen in den inneren Gouvernements schreckten sie nicht. Sie antworteten mit den frechsten Drohbriefen an den Kaiser und hohe Würdenträger, und ihre Gliederung wurde immer fester. Das sogenannte

„Exekutivkomitee" war die leitende Behörde mit unbeschränkter Macht. Wer der Partei beigetreten, mußte ihr unbedingt folgen. Einen Austritt gab es nicht; wer nur irgendwie des Verrates verdächtig war, wurde ermordet. Dabei verfügte die Verbindung, wie sich erst weit später herausstellte, über ganz bedeutende Geldmittel, die sie wesentlich durch Erpressung, namentlich bei reichen russischen Kaufleuten, erworben. Während nun die bisherigen, gegen den Kaiser oder hohe Würdenträger verübten Verbrechen das auf Befehl des „Komitees" vollzogene Werk einzelner Mitglieder waren und vielfach fehlschlugen, entschloß man sich zu den sogenannten „wissenschaftlich" ausgeführten Mordversuchen im großen, mit Hilfe der furchtbarsten Sprengstoffe in künstlichen Bomben und Minen, die durch die Chemiker der Partei verfertigt wurden. Die wichtigsten Mitglieder der Partei nahmen nun selbst den Versuch zur Ermordung des Kaisers in die Hand; wir werden deren Namen am Schluß des kaiserlichen Trauerspiels finden.

Kaiser Alexander reiste, was im voraus bekannt war, im Herbst für einige Zeit nach der Krim, und man bereitete zu diesem Zweck die Verbrechen vor, für die Hin- wie für die Rückfahrt. Die Eisenbahndämme an der Moskauer wie an der Odessaer Bahn wurden an besonders geeigneten Stellen unterminiert, mit Nitroglycerin angefüllt und elektrische Leitung an den Minen angebracht, durch welche man in einer halben Sekunde den ganzen kaiserlichen Zug in die Luft sprengen konnte. Der Kaiser entging auf wunderbare Weise beiden Anschlägen. Obwohl die Verbrecher die Zuverlässigkeit der Leitung mehrfach im kleinen versucht und stets bewährt befunden, versagte sie auf unaufgeklärte Weise bei Alexan-

drowsk in der Gegend von Odessa, so daß man von diesem Mordversuch erst weit später erfuhr. Auf der Rückfahrt gelang der Mordanschlag unweit Moskau. Aber der Kaiser, der stets zwei ganz gleich aussehende Züge benutzte, hatte kurz zuvor den Zug gewechselt, und der leere Zug flog in die Luft. Ergreifend ist es, daß Kaiser Alexander gerade in diesem Augenblick, der ihn dem Tode weihen sollte, in Moskau an dem dortigen Muttergottesbilde, einem Volksheiligtum der Russen, betete.

Das Bild eines russischen Künstlers, dessen Namen mir entfallen, behandelte diesen Vorgang in sinniger Weise. Es war in Petersburg ausgestellt, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und die von ihm gefertigten Lichtbilder wurden massenhaft verkauft. Es stellte die göttliche Beschirmung des Zaren bei diesem Mordversuch vor. Der Kaiser fuhr im ersten Zuge, die Mörder vermuteten ihn aber im zweiten. Man sieht den Verbrecher, hinter der Wand eines einsamen Hauses stehend, den heranbrausenden ersten Zug aufmerksam beobachten. Über dem mittelsten Wagen dieses Zuges schwebt ein Engel, welcher seine Hände wie beschützend über demselben ausbreitet. Der Vorgang ist bei Abendlicht dargestellt, und der helle Schein der Lokomotivlaternen beleuchtet den Engel mit glänzenden Strahlen.

Bei beiden Mordanschlägen gab ein junges Mädchen aus dem vornehmen russischen Geschlecht der Perowski das Zeichen zur Entzündung der Mine. Beidemal ohne Erfolg.

Etwas über ein Jahr später sollte es ihr am Katharinenkanal in Petersburg besser gelingen.

Kaiser Alexander hielt in Petersburg seinen

Einzug durch die Spalier bildenden Gardetruppen, dem ein Dankgottesdienst für die überstandene Lebensgefahr folgte. Wohl jubelten ihm Truppen und Volk begeistert zu, aber die Stimmung war doch eine sehr ernste. Jeder fragte sich im stillen, wie dies enden solle.

Unmittelbar nach diesen gescheiterten Versuchen ging dem Kaiser eine Zuschrift des „Exekutivkomitees“ zu, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß diese um so tatkräftiger fortgesetzt werden würden. Unbegreiflich ist es noch heute, daß man bestimmt erfuhr, es würde ein Mordanschlag im Winterpalast selbst geplant, und daß es der Polizei nicht gelang, diesem vorzubeugen. Wie verbreitet die Kenntnis dieses verbrecherischen Planes allgemein war, kann ich aus einem Briefe an meine Frau aus Petersburg vom 12. Dezember 1879 entnehmen, in welchem es heißt: „So ist es z. B. hier öffentliches Geheimnis, daß der Plan ausgearbeitet und bereits sehr weit gediehen war, den Winterpalast in die Luft zu sprengen. Man weiß auch, wer die Übeltäter sind, hat auch die Sprengstoffe nebst Plan des Palastes gefunden, doch konnte man der Persönlichkeiten selbst nicht habhaft werden.“

Zwei Monate später wurde der furchtbare Plan ungehindert in grauenhafter Weise ausgeführt.

Zu diesen schweren inneren Verhältnissen kamen noch zwei kriegerische Mißerfolge, von denen namentlich der erstere große Aufregung im Offizierkorps und in der öffentlichen Meinung verursachte. Gegen die Teke-Turkmenen, die ein an Persien grenzendes riesiges Gebiet mit der aus Alexander des Großen Zeit bekannten, inzwischen fast sagenhaft ge-

wordenen Hauptstadt Merw beherrschten, wurde verschiedener Räubereien wegen der Krieg erklärt. Man hoffte russischerseits mit diesem ziemlich unbekannten Volksstamm schnell fertig zu werden und entsandte eine viel zu schwache Heeresabteilung unter General Lazarew gegen ihn. Mit blutigen Köpfen wurde diese unter großen Verlusten zurückgeschlagen, und der ganze Plan war völlig gescheitert. Diese schwere Niederlage gegen einen halbwilden Volksstamm vermehrte die allgemeine Unzufriedenheit. Skobelew blieb es vorbehalten, sie ein Jahr später in einem glänzenden Erfolge russischer Waffen auszulösen und dem russischen Reiche ein riesiges Gebiet einzuverleiben. Es ist jetzt europäischer Bildung eröffnet. Die Turkmenen bilden eine treue russische Miliz, und nach dem seit zwei Jahrtausenden verschwundenen Merw führt eine England höchst unbequeme Eisenbahn.

Aber auch China gegenüber erlitt man eine staatliche Niederlage, wenn diese auch nicht so große Verstimmung erregte als die vorige; Rußland mußte Kuldscha, ein früher von China erobertes Gebiet, gegen nur mäßige Entschädigung an China zurückgeben, in Berücksichtigung der Schwierigkeiten seiner augenblicklichen staatlichen Lage. Auch in diesem Fall ist es lehrreich, auf heute, kaum ein Vierteljahrhundert später, zurückzublicken, wo Rußland der eigentliche Herr von Nordchina ist.

Das Jahr 1879 war ein trauriges für Rußland. An dessen Schluß konnte auch der wohlwollendste Prophet nicht voraussagen, wie glänzend sich, in verhältnismäßig kurzer Zeit, die Zukunft gestalten würde.

Siebentes Kapitel.

Aus dem Leben in der Hauptstadt.

Botschafter v. Schweinitz. — Ausländische Beurteilung Rußlands. — Zurechtweisung eines unvorsichtigen jungen Diplomaten. — Ärgernisse der Gemahlin eines Botschafters. — Einladung zum Kaiser. — Schipka und St. Privat. — Feldzug gegen Teke-Turkmenen. — Mordanschlag im Winterpalast.

Eine große Freude und geistige Anregung war mir mein immer reger werdender Verkehr im Hause des deutschen Botschafters v. Schweinitz. Aus seinem reichen Leben erzählte der kluge alte Herr höchst fesselnd, und man konnte viel bei ihm lernen. Auch hörte er, besonders als ich mit den russischen Verhältnissen vertraut geworden und Verständnis für dieselben hatte, gern meine Meinung. Dabei wußte der vornehme Mann stets das Gespräch so zu leiten, daß ich niemals in Zwiespalt mit meiner Stellung als russischer Offizier kam.

Es gibt wohl wenige Länder, die so schwer zu studieren sind wie Rußland, seine äußere und innere Staatskunst, seine Heereseinrichtungen, sein Beamtentum, Charakter der Gebildeten und des Volkes. Über wenige Länder werden daher, wie ich schon früher bemerkte, so viele falsche Nachrichten und Urteile geschrieben. Ein Ausländer, der

einige Monate in Rußland gelebt, glaubt oft, er kenne nun das Land ganz genau. So erzählte mir General v. Werder von einem jungen preußischen Offizier, der einen achtwöchentlichen Urlaub in Rußland verbracht. Nach einiger Zeit schickte er ihm ein Buch, dessen Titel ungefähr „Rußland, Land und Leute" lautete, mit der Bitte, ob es nicht möglich wäre, Kaiser Alexander II. dieses Werk seiner Feder zu unterbreiten. Die Antwort war, daß General v. Werder den betreffenden Regimentskommandeur ersuchte, dem jungen Manne etwas den Kopf zurechtzusetzen.

Der Verkehr in den diplomatischen Kreisen Petersburgs war der für mich bei weitem anregendste, ich genoß ihn reichlich, besonders später, als ich bekannter geworden. Frau v. Schweinitz, von Geburt Amerikanerin, verstand es vortrefflich, die zur Botschaft versetzten Herren zu erziehen, und scheute sich nicht, sie, natürlich nur in kleinerem Kreise, zurechtzuweisen. Ein solcher Fall ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Bei einem häuslichen Essen in der Botschaft, zu welchem nur deren Mitglieder und ich geladen, befand sich auch ein damals mit seinem Urteil und seinen Äußerungen etwas unvorsichtiger Herr, der sich in Petersburg die staatsmännischen Sporen verdienen sollte, nachdem er die kriegerischen abgelegt. Er sprach über die Gattin eines damals, Anfang 1880, in Petersburg beglaubigten Botschafters, über die man sich in der Petersburger Gesellschaft, namentlich in der jüngeren Diplomatie, öfters aufhielt, und nannte sie dabei nach ihrem, vom Rufzum Spitznamen gewordenen Vornamen, kurzweg „Amalie". Frau v. Schweinitz entgegnete hierauf sehr bestimmt: „Ich weiß nicht, wen Sie meinen." „Ach, Exzellenz werden doch

wissen, wer »Amalie« ist", entgegnete der junge Staatskünstler, „natürlich die ...." „Ich weiß jetzt allerdings, wen Sie meinen," sagte Frau v. Schweinitz, „richtiger wäre es aber wohl gewesen, Baronin .... zu sagen."

Diese eben genannte Dame bot allerdings manchen Stoff zum Spott. So gab sie ein großes Essen, zu welchem die höchsten russischen und sonstigen Würdenträger geladen waren. Einen Tag, bevor dieses stattfinden sollte, besucht sie eine der eingeladenen Damen und erkundigt sich äußerst teilnehmend nach dem Gesundheitszustand ihres Gatten. Verblüfft entgegnet „Amalie", daß dieser sich so wohl wie lange nicht befände. „Aber Sie haben doch seiner plötzlichen Erkrankung wegen das Essen für morgen abgesagt!" „Das muß eine Verwechselung sein; mein Mann ist kerngesund, und unser Essen findet statt." „Aber hier ist Ihre Absage," entgegnet die Dame, einen Brief vorzeigend. Wirklich waren an sämtliche Geladene solche Absagen gelangt. Wer der Verfasser gewesen, hat man nie erfahren und vermutete einen weggejagten Koch. Ein anderes Mal stand in einer vielgelesenen Zeitung: „Eine bissige Dogge, auf den Namen »Amalie« hörend, ist im Gebäude der ..... Botschaft umsonst zu haben." Auch in diesem Fall war wahrscheinlich jener Koch der Anstifter des feigen Streiches.

Am 9. Januar nachmittags erhielt ich überraschend den Befehl, um 6 Uhr zum Kaiser zum Essen zu kommen, anläßlich des Jahrestages der Schipkaschlacht. Da an dieser die Garde nicht teilgenommen, hatte man auch nicht an mich gedacht, und diese verspätete Einladung war dem eigenen Befehl des Kaisers zuzuschreiben, der sich wohl zufällig meiner

an diesem Tage erinnerte. Im Winterpalast traf ich viele Bekannte aus jenen schweren und doch so schönen Tagen; wir feierten lebhafte Erinnerungen, um so mehr, als es ja nur ein recht kleiner Kreis war; denn der Kaiser hatte ausschließlich nur solche geladen, die an der Belagerung oder der Schlacht bei Schipka teilgenommen, und deren gab es in Petersburg nicht so viele. Bei Tisch saß ich ihm schräg gegenüber, und er sprach öfters, teils russisch, teils deutsch mit mir.

Namentlich kam er mehrfach auf die Frage zurück, ob St. Privat oder Schipka größere Anforderungen an Mut und Ausdauer der Truppen gestellt. Er schien meine Auffassung zu teilen, daß die beiden Schlachten von jenem Gesichtspunkt aus schwer zu vergleichen seien. Die Hauptähnlichkeit sei, daß in beiden Fällen das schlechtere Gewehr das bessere besiegt habe. Während aber die deutsche Artillerie der französischen überlegen gewesen, hätte die russische an Zahl und Güte an diesem Tage hinter der türkischen gestanden. St. Privat habe nur wenige Stunden gedauert, die allerdings unerhörte Anforderungen an den Mut der Offiziere und Mannschaften gestellt. Die Schlacht bei Schipka habe aber zwei Tage in Anspruch genommen und namentlich an die Heeresabteilung des Fürsten Sjwatopolk-Mirski die höchsten Anforderungen an die Tapferkeit und Ausdauer der Truppe gestellt. Ich erwähnte auch der eisigen Nacht zwischen dem ersten und zweiten Schlachttage, welche die russischen Truppen, mit nicht genügender Verpflegung, so nahe den türkischen gegenüber zubrachten, daß sie Deckungen aus Schnee aufschütteten, deren feste Bestandteile — die Leichen der Gefallenen waren. Der Kaiser hörte mit großer

Aufmerksamkeit zu. War doch alles, was den Ruhm seines Heeres betraf, seine größte Freude und sein Stolz.

Zu Anfang des Jahres 1880 war die Erneuerung des Feldzuges gegen die Teke-Turkmenen beschlossen und Skobelew zum Befehlshaber ernannt. Im vorigen Kapitel erwähnte ich bereits, in welch glänzender Weise er seine Aufgabe erledigte. An mich trat die mir von Skobelew nahe gelegte Frage heran, ob ich den Feldzug unter ihm mitmachen solle. Doch wurde der Garde gesagt, man wünsche nicht, daß sich deren Offiziere dort beteiligten, um der nicht ganz unbegründeten Ansicht vorzubeugen, die Gardeoffiziere suchten zwar gelegentlich Lorbeeren zu erringen, wollten aber dabei ihre ausnahmsweise Beförderung behalten. Jedenfalls wurde bestimmt ausgesprochen, daß keiner, der den Feldzug mitmache, wieder in die Garde zurückkäme. So gab ich denn den Gedanken auf, so verlockend er gerade damals für mich war, da ich doch, namentlich mit Rücksicht auf die Meinigen, nicht auf meine mit solcher Mühe errungene Stellung verzichten konnte, einer völlig unsicheren Zukunft im tiefsten Asien wegen.

Die Wahl Skobelews zu dieser wichtigen Stellung war eine ausgezeichnete. Der jugendliche Feldherr hat in der kurzen Zeit seines Wirkens, im Kriege wie in der Politik, so viel von sich reden gemacht, daß ich seiner näher gedenken möchte.

Als Sohn eines Generaladjutanten des Kaisers, wurde er sehr früh Offizier beim Leib-Garde-Husaren-Regiment und machte bald durch seinen mehr als flotten Lebenswandel

viel von sich reden. Letzterer hielt ihn aber nicht davon ab, sich bereits als ganz junger Offizier eifrig militärwissenschaftlich zu beschäftigen und fremde Sprachen zu erlernen. Mit gleicher Fertigkeit beherrschte er das Deutsche, Französische und Englische. Der Frontdienst behagte ihm nicht. Er bestand die Prüfung zur Generalstabsakademie, kam, nachdem er diese beendet, in den Generalstab und zwar auf seinen dringenden Wunsch nach Mittelasien zu General v. Kaufmann, woselbst er Gelegenheit hatte, die jahrelang währenden Feldzüge gegen Turkestan, China, Buchara, Ferghana und Samarkand mitzumachen.

Hierbei zeichnete er sich nicht nur durch einen geradezu tollkühnen Mut, durch Verachtung jeglicher Gefahr aus, sondern auch durch weitgehenden kriegerischen Blick.

Damals war noch die außergewöhnliche Beförderung im russischen Heere möglich; sie kam Skobelew gründlich zu gute. In wenigen Jahren war der junge Hauptmann des Generalstabes Generalmajor. Im Alter von 30 Jahren hatte er diesen Dienstgrad erreicht.

Der russisch-türkische Krieg begann, und nichts mehr hielt den ehrgeizigen jungen General in seinen bisherigen Dienstverhältnissen, die sich inzwischen friedlich gestaltet.

Ohne eine Berufung abzuwarten, eilte er nach dem Kriegsschauplatz, eine Dienstwidrigkeit, die ihm Kaiser Alexander II. sehr übel nahm. Tatsächlich war er dort vor Eröffnung des Krieges ohne dienstliche Stellung.

Bald aber errang er sich eine solche. Beim Donauübergang übernahm er die Leitung der vorausgehenden Er-

kundungen und war der erste russische Offizier auf dem feindlichen Ufer.

Ein Zufall wollte es, daß die vor dem Feinde stehende 16. Division frei wurde und daß er, erst 33 Jahre alt, an deren Spitze gestellt werden konnte.

In dieser Stellung erwarb er sich bei Plewna, Lowtscha und durch sein entscheidendes Eingreifen in der ruhmreichen Schlacht bei Schipka europäischen Ruhm. Seine persönliche Tapferkeit, seine entschlossene Führung war in aller Munde. Die Begeisterung seiner Untergebenen für ihn, von denen er das scheinbar Unmögliche verlangte, aber auch in jeder Beziehung für sie sorgte, war beispiellos.

Immer einen Schimmel reitend, zeigte er sich im Gefecht stets in den vordersten Reihen, ohne, geradezu unbegreiflicherweise, ernstlich verwundet zu werden. Während der langwierigen Belagerung von Plewna war der seinem Befehl unterstellte Abschnitt der gefährdetste. Immerfort war dort etwas los. Doch liebte Skobelew es nicht, in seiner dienstlichen Tätigkeit durch seine Vorgesetzten beobachtet zu werden.

Kaiser Alexander II. war jedoch durch diese besonders gefesselt und schickte öfters einen seiner Flügeladjutanten dorthin, um aus persönlicher Beobachtung näheres zu erfahren.

Skobelew, der ein Feind der Garde und aller Hofoffiziere im Hauptquartier war, erschwerte solchen den Besuch bei ihm in eigenartiger Weise.

Er nahm jeden Flügeladjutanten ausnehmend liebenswürdig auf, erklärte ihm, er würde selbst seine Führung

übernehmen, und begab sich mit ihm vor die vorderste Vorpostenlinie in nächste Nähe des Feindes.

Natürlich eröffneten die türkischen Vorposten sofort das Feuer. Wenn sie dann an einem besonders stark beschossenen Punkt angelangt waren, erklärte Skobelew von dort aus dem Flügeladjutanten ausführlich die feindliche Stellung. Wenn dieser dann versicherte, er wisse nunmehr genau Bescheid, so mußte er doch noch lange im heftigen feindlichen Feuer verweilen, weil der General es immer noch für nötig hielt, ihn auf dieses oder jenes aufmerksam zu machen.

Die Befehligungen in die von Skobelew besetzte Stellung waren somit im Hauptquartier nicht gerade gesucht.

Die 16. Division nahm schließlich eine völlige Ausnahmestellung im russischen Heere in Bulgarien ein, und jeder Mann fühlte sich als eine Art Held. Während sonst jede Division nach der Nummer benannt wurde, hieß die 16. überall „Die Skobelewsche Division“.

Ihr Generalstabschef war der jetzige russische Kriegsminister Kuropatkin, wohl der beste General, über den Rußland zur Zeit verfügt. Er hat die Teilnahme Skobelews am russisch-türkischen Kriege in einem Meisterwerke der Kriegsschriftstellerei geschildert.

Nach dem Kriege wurde der 34jährige General Befehlshaber des 4. Armeekorps in Wilna. Die unermüdliche Art, in der er sein Armeekorps für den Krieg vorbereitete, wurde bald vorbildlich.

Durch seinen Kriegsruhm in solchen jungen Jahren war Skobelew bald nicht nur im russischen Heere, sondern auch in ganz Rußland ein volkstümlicher Held. Er wandte

sich nun leider der Politik zu und wurde der General der allslavischen Partei.

Dieser Abschnitt seiner Tätigkeit, der fast zum Kriege mit Deutschland geführt hätte und dem russischen Herrscherhause gefährlich zu werden drohte, wie auch sein unrühmliches Ende, fällt in die Regierung Kaiser Alexanders III., braucht also in diesen Schilderungen keinen Platz zu finden.

Wir haben nur mit dem jugendlichen Kriegshelden Skobelew zu tun.

Am 17. Februar 1880 fand der, nihilistischerseits bereits seit Monaten angekündigte Mordanschlag im Winterpalast statt. In seiner Anlage war er der furchtbarste von allen und, wenn nicht einige Zufälligkeiten den eigentlichen Zweck vereitelt hätten, dazu geeignet, das ganze Land in Aufruhr zu versetzen und die Sicherheit der Erbfolge des Hauses Romanow zu gefährden.

Die Nihilisten hatten in wochenlanger Arbeit unter der Wachtstube der Mannschaften, über welcher sich der große kaiserliche Speisesaal befindet, ungeheuere Massen von Dynamit aufgehäuft und warteten den geeigneten Tag zu dessen Benutzung ab. Seit längerer Zeit war es bekannt, daß am 17. Februar Prinz Alexander von Hessen mit seinem damals sehr in russischer Gunst stehenden Sohne, dem Fürsten von Bulgarien, eintreffen würde. Es war für 6 Uhr Familientafel angesetzt, an der fast alle Mitglieder der kaiserlichen Familie teilnahmen, mit Ausnahme der schwerkranken Kaiserin, des damals dreijährigen,

jetzigen Großfürsten Michael Alexandrowitsch und des ältesten Bruders Kaiser Alexanders, Großfürsten Konstantin, wie dessen nach dem Kaukasus verbannten, aller Würden entsetzten ältesten Sohne Nikolaus.

Ich schildere das entsetzliche Ereignis so, wie ich es sofort an Ort und Stelle erfuhr, beziehungsweise selbst miterlebte.

Es war 6 Uhr abends. Die wachthabenden Offiziere saßen in der uns bekannten Wachtstube beim Mittagstisch; in der, durch eine große Halle etwa 30 Schritt entfernten Mannschaftsstube, oder besser Saal, sah der Feldwebel den Anzug der eben zur Ablösung bestimmten Mannschaften nach. Die Beleuchtung dort war ziemlich trübe; der düstere Schimmer einer unter einem Heiligenbild brennenden sogenannten ewigen Lampe trug auch das seinige hierzu bei. Die Wache stellte das Leib-Garde-Finländische Regiment, welches zwar den Namen des Großfürstentums führt, sonst aber nur russischen Ersatz hat. Der Wachtbefehlshaber, Kapitän v. Wolski, bemerkte eben zu den anderen Offizieren: „Jetzt werden die Herrschaften wohl zu Tisch gehen," als plötzlich ein furchtbarer Knall erfolgte, völlige Finsternis und mehrere Sekunden lang Einstürzen von Mauerwerk und Klirren von Fensterscheiben.

Sofort stürzen die Offiziere heraus, und in der Dunkelheit dringt ihnen aus der Mannschaftsstube dicker Qualm und Staub entgegen, sowie entsetzliches Wehegeschrei. Der Wachthabende läßt den im Schloßhofe stehenden Posten vor Gewehr das Zeichen mit der Glocke geben; doch von 81 Mannschaften folgen nur 10 dem bekannten Klang, aus

Schutt und Trümmern hervorkriechend; aber auch diese teilweise leicht verletzt, mit Schutt bedeckt.

Von allen Seiten eilen im Augenblick Schloßbedienstete mit Lichtern, Lampen und Fackeln herbei, und man dringt in das Mannschaftszimmer. Dasselbe war in einen Trümmerhaufen verwandelt, in welchem sich große Stein- und Mauerblöcke aufgetürmt hatten. Aus diesen sah man einzelne Teile von Menschen hervorragen, dort einen Kopf, da ein Bein oder einen Arm. Aus der Tiefe hörte man dumpfes Gestöhn, wie von Erstickenden im letzten Todeskampfe, vermischt mit wahnsinnigen Rufen der Angst und des Entsetzens. Was tun? was beginnen? wem zuerst helfen?

Der einzige völlig unverletzt gebliebene Gegenstand war das vorher erwähnte Heiligenbild. Ein schöner Zufall!

An der Decke, über welcher der Speisesaal lag, war eine tiefe, wohl vier Ellen breite Zerstörung entstanden; doch hatte das mächtige Mauerwerk Widerstand geleistet. Die Herrschaften hatten einer ganz unbedeutenden Verspätung wegen noch nicht den Saal betreten, als das Verbrechen erfolgte. Die Übeltäter hatten dagegen, wie die spätere Untersuchung ergab, eine ziemlich kurze Zündschnur angesteckt und sich dann eiligst entfernt. Wegen dieser Eile unterließen sie aber, die Tür eines langen Ganges zu schließen, so daß die größte Kraft des Dynamits dorthin entwich. Hätten sie dies nicht übersehen, so wären, wie Sachverständige später berechnet haben, nicht nur Wachtstube und Speisesaal, sondern überhaupt der ganze Flügel des Palastes ein Trümmerhaufe gewesen, in dem alle dort befindlichen Personen umkommen mußten.

Im Augenblick eilte das I. und IV. Bataillon Preobrashenskischen Regiments, deren Kaserne an den Winterpalast stößt, in den Schloßhof. Sie erhielten Befehl, die Wache abzulösen. Aber die braven Grenadiere des Finländischen Regiments, vor Gewehr und vor der Fahne Posten stehend, weigerten sich, diesen zu verlassen. Ihr aufführender Gefreiter, von dem sie allein Befehle zu empfangen hatten, lag tot unter den Trümmern. Es mußte schließlich der Kommandant einschreiten, um die Ablösung zu veranlassen.

Einer der ersten, die an Ort und Stelle erschienen, war der Kaiser, gefolgt von seinen Gästen. Es war ein eigenartiger Anblick, diese glänzenden, sternbesäeten Uniformen, beleuchtet von den qualmenden Fackeln der Feuerwehr, an dieser Stätte des Elendes und des Todes. Als aber der Kaiser die wenigen noch vorhandenen Wachtmannschaften begrüßte, die eben so Furchtbares erlebt, die da standen mit geschwärzten Gesichtern, staubbedeckten Uniformen, verbogenen Bajonetten, zerbrochenen Kolben, da war es schaurig und erhebend zugleich, als ihm mit lauter, begeisterter Stimme der Gegengruß: „Gesundheit wünschen wir Eurer Kaiserlichen Majestät!“ entgegentönte. Der Kaiser war tiefbewegt, keines Wortes mächtig, tränenden Auges schaute er auf die Tote und Verwundete bergenden Trümmer.

General Gurko leitete mit Hilfe der Schloßfeuerwehr, später mit der eingetroffener Sappeure die ersten Hilfsarbeiten. Aber so leicht ließen sich die schweren Steinblöcke nicht entfernen. Wie entsetzlich schrieen die Verwundeten auf, wenn, wie es oft vorkam, ein bereits in die Höhe gehobener Stein sich als zu schwer erwies und wieder auf das

zerschmetterte Glied heruntergelassen werden mußte. Einige, die nur mit leichteren Massen überschüttet und anfänglich betäubt gewesen, krochen jetzt auf allen vieren aus den Trümmern hervor mit vor Angst fast zum Wahnsinn verzerrtem Blick.

Das Gefühl des einzelnen bei einem so furchtbaren Vorgange schildern am besten die einfachen Worte eines schwer am Kopfe Verwundeten, mit gebrochenem Schenkel, dessen Vernehmung ich später im Lazarett als Beisitzer anhörte. „Ich sah und hörte nur einen entsetzlichen Feuerschein und Knall; daß ich in die Luft flog, merkte ich nicht, wohl aber, daß mir fortwährend Steine und andere Gegenstände auf den Körper fielen. Da hörte ich die Glocke tönen, die uns in die Gewehre rief, und versuchte in der Dunkelheit hervorzukriechen; doch fühlte ich einen starken Schmerz am Bein und konnte nicht weiter." Welch ein Pflichtgefühl ist in diesen wenigen Worten ausgedrückt! Man denke! ein Mensch, dem eben so Entsetzliches zugestoßen, und dessen erster Gedanke ist, den ihm gewohnten Befehlen sofort nachzukommen!

Durch eigenartige Fügung konnte auch ich in dem traurigen Ereignis eine unbedeutende Rolle spielen. Ich war an genanntem Tage in meiner, etwa 2 km vom Winterpalast entfernten Kaserne Offizier vom Dienst; als solcher darf man unter keinen Umständen die Kaserne verlassen, ja nicht einmal das Dienstzimmer. Da kommt, wenige Minuten nach sechs Uhr, von der anderen Kaserne die Drahtmeldung: „Feuer im Winterpalast." In dieser Zeit war man derartig auf Mordanschläge gefaßt, daß ich sofort an das „Feuer" nicht glaubte

und den Kaiser in Gefahr vermutete. Vielleicht waren Truppen nötig, und so handelte ich kurz entschlossen gegen die dem Offizier vom Dienst gegebenen Befehle, alarmierte meine Kompagnie und eilte, fast die ganze Zeit im Laufschritt, nach dem Winterpalast.

Es war meine Kompagnie wirklich der erste dort eintreffende Truppenteil, ausgenommen jene beiden nebenan gelegenen Bataillone meines Regiments. So wurde mir jener furchtbare Anblick zu teil. Fürst Obolenski, dem ich sofort an der Unglücksstätte Meldung erstattete, lobte mich ob meines Entschlusses sehr. General Gurko, der mir nicht sehr wohl wollte, fragte mich in unzufriedenem Tone, was ich hier suche. Statt meiner antwortete Fürst Obolenski in für mich sehr günstiger Weise. Ob dies der unweit stehende Kaiser damals schon hörte, oder ob es ihm Fürst Obolenski erst später erzählte, weiß ich nicht. Jedenfalls hat sich der Kaiser später über meinen Entschluß sehr anerkennend geäußert.

Die Verluste der Wache betrugen 11 Tote, 61 Verwundete; unter ersteren war auch der Feldwebel, der eine Frau mit fünf kleinen Kindern hinterließ. Dieses Verbrechen erbitterte ganz besonders auch das Volk gegen die Nihilisten, weil so viele seiner Söhne darunter gelitten. Fast wäre übrigens der Anschlag im letzten Augenblick vereitelt worden. Einer der Teilnehmer hatte sich zwei Stunden zuvor aus dem Palast entfernt, zweifellos um die Polizei zu benachrichtigen.

Man fand seine Leiche mit einem Dolch in der Brust in der Nähe des nicht weit vom Palast gelegenen Sommergartens.

Achtes Kapitel.

Folgen des Verbrechens im Winterpalast.

Beglückwünschung im Winterpalast. — Drohbriefe. — Unsere Kasernen angeblich bedroht. — Gurko abgesetzt; Graf Loris-Melikow an seiner Stelle. — Mordversuch gegen denselben. — Schnelle Gerichtspflege. — Hinrichtung des Verbrechers. — Eigenartiger Aberglaube. — Regierungs-Jubelfeier. — Schöne Worte des Kaisers.

Folgenden Tages versammelte sich das Offizierkorps im Winterpalast, um dem Kaiser die Glückwünsche zu seiner Errettung darzubringen. War auch die Freude über diese die nämliche, wie in früheren Fällen, so konnte doch die Begeisterung nicht mehr die gleiche sein. Im Zeitraum von zehn Monaten stand man nun zum drittenmal aus gleicher Veranlassung an dieser Stelle, und der Grundgedanke aller Gespräche unter den Offizieren war der, was denn werden solle, wenn der Kaiser im eigenen Schlosse nicht seines Lebens sicher sei. Der Kaiser war tiefbewegt, sprach seinen Dank gegen Gott aus, der ihn so oft sichtbar bewahrt, fügte dann hinzu: „Aber mein Herz zittert, wenn ich der unglücklichen Opfer gedenke."

Wie mir der Botschafter v. Schweinitz erzählte, habe ihm der Kaiser mit Tränen in den Augen seinen Dank an Kaiser Wilhelm ausgesprochen, daß dieser persönlich

dem Dankgottesdienst in der russischen Botschaftskapelle in Berlin beigewohnt habe.

„Ich bin tief gerührt über die Güte Seiner Majestät,“ meinte er, „aber wundere mich nicht darüber, denn ich weiß, wie mich mein Oheim liebt.“

In Bekanntenkreisen sprach man überhaupt von nichts mehr als vom Nihilismus; wenn man sich begegnete, war die erste Frage: „Wissen Sie etwas Neues?“ Leider erfuhr man meistens etwas Neues, teils wahr, teils falsch; denn die Tätigkeit der Staatsverbrecher beschränkte sich doch nicht allein auf Petersburg; sie zeigte sich in allen größeren Städten des Reiches. An mein Regiment kamen viele nihilistische Drohbriefe; in dem einen hieß es mit Bestimmtheit, am nächsten Sonntag würden die Kasernen des Regiments am Taurischen Garten in die Luft gesprengt werden. Man glaubte natürlich nicht hieran; da aber auch das Verbrechen im Winterpalast zuvor brieflich angedroht war, so wurden doch die Kasernen genau untersucht und die im Offizierflügel wohnenden Damen des Regiments mit ihren Kindern quartierten aus.

Die Mannschaften waren sehr aufgeregt, trotzdem bei der Nachsuchung auch nicht das geringste Verdächtige gefunden worden war. Der Feldwebel meldete mir dies und ich merkte aus seinen Worten, daß es ihm wie den Mannschaften lieb wäre, wenn ich, der ich fast unmittelbar neben meiner Kompagnie im Offizierflügel wohnte, immer hinterließe, wo ich am nächsten Sonntag zu finden wäre. Ich entgegnete ihm, ich würde den ganzen Tag zu Hause bleiben, auch oft hinüber zur Kompagnie gehen, und fügte dann halb im Ernst, halb scherzend,

hinzu: „Michael Anissimow! Glaubst Du, ich werde mich in einem vielleicht gefährlichen Augenblick von meinen Leuten trennen? Es wird ja gar nichts sein, dessen bin ich sicher; fände aber das Unglück wirklich statt, so möchte ich doch nicht, daß die Kompagnie vor Gott träte, und dieser frage: »Wo ist Euer Hauptmann?«" Diese einfachen Worte, auf den frommen Glauben des russischen Soldaten berechnet, erfreuten sichtbar meinen braven Netschajew, dessen ich heute noch in warmer Anhänglichkeit gedenke.

Die nächste Folge des letzten Verbrechens war, daß Gurko abgesetzt wurde und an seine Stelle, jedoch mit noch weit größeren Vollmachten, Generaladjutant Graf Loris-Melikow trat. Dieser war in Wirklichkeit Diktator. Nicht nur die Truppen, sondern auch ausnahmslos sämtliche Behörden hatten seinen Befehlen Folge zu leisten. Loris-Melikow (d. h. Adeliger von Lori), Armenier von Geburt, hatte sich im letzten Kriege sehr hervorgetan. Er war der eigentliche Oberbefehlshaber auf dem asiatischen Kriegsschauplatz, auf welchem bekanntlich die Russen weit schnellere Erfolge erzielten, als in Bulgarien. Nach russischen Begriffen war er ein freidenkender Mann. Seinem Einfluß ist zuzuschreiben, daß Kaiser Alexander II. sich kurz vor seinem Tode entschloß, dem Reiche eine Verfassung zu geben, deren Veröffentlichung durch seine Ermordung verhindert wurde. Sein Nachfolger bestätigte sie nicht.

Wenige Tage erst war Graf Loris-Melikow in seinem Amt, als ein schon lange von der Polizei beobachteter Nihilist, namens Mlodezkij, auf der belebten Großen Morskaja auf ihn schoß, zum Glück aber fehlte. Loris-

Melikow ließ ihm keine Zeit zum zweiten Schuß, packte ihn am Halse und überlieferte ihn mit größter Ruhe schnell herbeieilenden Schutzleuten; dann setzte er seinen Spaziergang ruhig fort. Wenige Stunden später erfolgte das Verhör und folgenden Tages die Gerichtssitzung, welcher die höchsten Würdenträger als Zuschauer beiwohnten. Mlodezkij, ein junger Mann jüdischer Abstammung, aber, dem Namen nach, christlichen Glaubens, saß hinter einem Gitter. Er war eine widerliche, geradezu abstoßende Erscheinung. Sein Gesicht eckig, breit, die schwarzen Haare kurz geschoren, straff in die Höhe stehend, kleine, unangenehm funkelnde Augen, mit dichten, sich zur eingefallenen Nase hinziehenden Augenbrauen.

Bald blickte er voller Haß, wie ein wildes Tier, nach seinen Richtern und den vornehmen Zuschauern, bald lächelte er spöttisch. Sein Benehmen war über alle Maßen frech. Er weigerte sich anfänglich, die Fragen der Richter stehend zu beantworten und konnte nur durch Gewalt hierzu gezwungen werden. Zum Tode durch den Strang verurteilt, fand seine Hinrichtung, 40 Stunden nach verübtem Verbrechen, öffentlich auf dem Ssemenowschen Platze in Gegenwart einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge statt.

Ich wohnte derselben dienstlich bei. In der Mitte des großen Platzes war der Galgen errichtet, etwa 20 Fuß hoch, auf einer Plattform stehend. Neben ihm stand die Prangersäule, an welche der Verbrecher gestellt werden sollte, um das Urteil zu vernehmen. Ketten waren an ihr befestigt, für den Fall, daß er sich widerspenstig zeige. Hinter dem unheimlichen Gerüst stand ein offener, schwarz angestrichener Brettersarg, seines baldigen Bewohners wartend. Vom Galgen

hingen zwei Stricke herab; einer zur etwaigen Aushilfe. Die Stricke waren sehr dünn, nicht viel stärker als sogenannte Zuckerschnur; doch erklärte der Henker dieselben für seinen Gebrauch geeigneter als dickere. Übrigens waren der Henker wie seine vier Helfer recht unheimliche Gesellen. Der erstere, ein Verbrecher, der drei Morde auf dem Gewissen hatte, derentwegen er zu lebenslänglicher Strafarbeit in Sibirien verurteilt war, doch unter der Bedingung im Zuchthaus in Moskau gelassen wurde, sein jetziges trauriges Amt zu übernehmen. Die Gehilfen waren gleichfalls Sträflinge. Alle wurden von der Polizei scharf überwacht.

Zur festgesetzten Stunde sah man eine Sotnie Kasaken sich langsam auf den Platz zu bewegen; dieser folgte der offene Verbrecherkarren, von zwei alten, lahmen, halb blinden Pferden gezogen. An der Lehne einer Bank war der Verbrecher, mit dem Rücken den Pferden abgewandt, angebunden. Er trug seinen eigenen Anzug; um den Hals hing eine schwarze Tafel mit der Aufschrift „Staatsverbrecher". Überall, wo sich der Zug zeigte, gab die Menge dem frech grinsenden Übeltäter ihre Entrüstung kund. Der Mörder war leichenblaß, doch sah man ihm an, daß er sich Mühe gab, möglichst gefaßt zu erscheinen, und öfters flog über sein Gesicht ein höhnisches freches Lächeln, z. B. als ein Schutzmann ihm helfen wollte, die Stufen des Karrens hinabzusteigen. Dem Befehl, sich an die Säule zu stellen, kam er sofort nach, richtete sich gerade auf, hob mit spöttischem Lächeln die schwarze Tafel so hoch in die Höhe, wie es seine gebundenen Hände zuließen, und zeigte sie der Volksmenge, geradeaus, rechts und links schauend. Während ihm

das Urteil verlesen wurde, sah er sich prüfend den Galgen und die Stricke an, wie auch den Sarg.

Nun übernahm der Henker sein Amt. Er führte ihn unter den Galgen, wo ihn ein Priester erwartete, ihm das Kreuz entgegenhaltend. Mit seinem gewöhnlichen Lächeln nahm er den geistlichen Zuspruch, wie abwehrend, entgegen; doch schien es dem ehrwürdigen Priester zu gelingen, sein Gemüt umzustimmen. Er verneigte sich nach der Zuschauermenge nach drei Seiten, wie um Abschied zu nehmen, diesmal mit ernstem Gesicht, küßte das Kreuz und empfing den Segen. Unmittelbar darauf zog ihm der Henker eine leinene Kapuze über Kopf und Oberkörper; die Hände wurden ihm fest hinter dem Rücken zusammengebunden, und willenlos ließ er sich die drei Stufen des Schemels heraufführen. Der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals und zog den Strick an, dessen anderes Ende seitwärts befestigend. Mit einem plötzlichen Ruck zog er den Schemel fort, und der Körper fiel etwa zwei Fuß hinab.

Nun hatte man einen gräßlichen Anblick. Anfänglich rührte sich der Körper nicht; dann aber begannen krampfartige Bewegungen der Hände und der nicht festgebundenen Füße. Erst nach zehn Minuten hingen die Beine schlaff herab. Wie erzählt wurde, soll der Henker absichtlich die Schlinge nicht fest zugezogen haben. Nach einiger Zeit wurde der Körper vom Galgen aus in den Sarg herabgelassen. Der Gerichtsarzt stellte den eingetretenen Tod fest. Das Gesicht war dick aufgeschwollen, ganz gelb und wie in Schweiß gebadet. Der Sarg wurde auf einem Karren fortgefahren, die Truppe marschierte ab, die Menge verlief sich ruhig. Widerlich anzu-

sehen war, daß der Henker Stücke des Strickes zum Preise von drei Rubel verkaufte. Nach irgend einem Aberglauben sollen sie, namentlich im Spiel, Glück bringen.

In diese überaus traurige Zeit fiel die Jubelfeier zur fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers. Man hatte dieselbe zu einem großartigen Volksfeste für das ganze russische Reich gestalten wollen; eine besondere Feier sollte auch in Moskau in Gegenwart des Kaisers stattfinden, aber die Zustände waren nicht derart, und so schränkte man die Feierlichkeiten sehr ein. Immerhin zeigten sie, welche begeisterte Liebe im Volk, welches er von der Leibeigenschaft befreit, für den Kaiser herrschte. Hierzu trug auch ein Aberglauben bei, nach welchem jeder Zar, der diese Feier erlebt, künftighin gegen Gefahren gefeit sein sollte. Wie wenig bewährte sich doch dieser Aberglaube!

Auf dem Platz vor dem Winterpalast fanden sich die Gardetruppen ein, wie auch die gesamte Generalität. Alle Führer sah man dort, die sich im letzten Kriege einen Namen gemacht: Loris-Melikow, Todleben, Radetzki, Skobelew, der eben im Begriff war, den Oberbefehl gegen die Teke-Turkmenen zu übernehmen, und viele andere bekannte Größen. Großfürst-Feldmarschall Nikolaus Nikolajewitsch trat auf den Söller des Palastes und rief den Truppen mit weithin schallender Stimme „Stillgestanden!" zu. Im nämlichen Augenblick erschien hinter ihm der Kaiser, von Offizieren, Mannschaften und Volk mit derartiger Begeisterung begrüßt, daß selbst für die der Musik Zunächststehenden es unmöglich

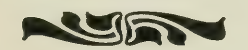
war, deren Klänge zu vernehmen. Der Kaiser dankte mehrfach und schien das Hurra schweigen lassen zu wollen, doch war dies ein Ding der Unmöglichkeit. Soldaten und Volk warfen ihre Kopfbedeckungen hoch in die Luft, und wurde einmal an einer Seite das Hurrarufen schwächer, so fing es gewiß auf der anderen mit doppelter Gewalt an.

Demnächst empfing der Kaiser im Schloß die Offizierkorps aller Regimenter, deren Chef er war, wobei ihm der Thronfolger in deren Namen ein geradezu prachtvolles Erzeugnis russischer Goldschmiedekunst überreichte, einen in Gold und Silber gearbeiteten Altar, oder besser gesagt, Heiligenschrein. Außer dem ältesten Bruder des Kaisers, dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, war die ganze kaiserliche Familie vereint. Das Fehlen dieses Großfürsten gab zu allerlei Bemerkungen Veranlassung; man wußte, daß das Verhältnis der beiden Brüder kein sehr nahes war, und der Großfürst hatte, wie schon erwähnt, bei jenem beabsichtigten Familienessen gefehlt, welches durch die Sprengung im Winterpalast gestört wurde.

Der Kaiser sprach außerordentlich schön und bewegt. Da ich nur wenige Schritte von ihm entfernt stand, sah ich, wie ihm öfters Tränen in die Augen kamen, und konnte jedes Wort verstehen. Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, schrieb ich mir sofort hernach die Worte auf. Sie lauteten etwa wie folgt: „Heute vor 25 Jahren hatte ich die Ehre, Chef der hier um mich versammelten Regimenter zu werden, die mir schon vorher lieb und teuer gewesen waren. Vor etwas über 40 Jahren begann ich den eigentlichen Dienst im Preo-

brashenskischen Regiment und (sich zu uns wendend) gern gedenke ich noch der schönen vorjährigen Erinnerungsfeier. An dieser Stelle sagte ich vor 25 Jahren den Regimentern, wie ich stets auf ihre Ergebenheit und Treue rechnen würde, und wahrlich, sie haben sie im Frieden und in zwei Kriegen gezeigt, — im polnischen Aufstand und im letzten blutigen Kriege. Schwere Zeiten sind jetzt für mich und mein Land gekommen, und nur auf Gottes Schutz kann ich mich verlassen. Tiefbewegt sage ich Ihnen, meine Herren, meinen kaiserlichen Dank. Bleiben Sie mir, was Sie mir bisher gewesen, und wenn ich nicht mehr sein werde, so bleiben Sie meinem Sohne das, was Sie mir waren."

Wohl für jeden Anwesenden war dieser Augenblick der Glanzpunkt des Tages.



Neuntes Kapitel.

Beginn meiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Schlafender Ulan. — St. Petersburger Herold. — Dr. Gesellius. — Fremdländische Berichterstatter. — Englische Berichterstatter in Gefahr. — Erweiterung der schriftstellerischen Tätigkeit. — Allerlei Ansinnen an mich — Ein „literarischer Abend".

Kurz möchte ich an dieser Stelle meiner schriftstellerischen Tätigkeit Erwähnung tun, der allein ich es verdanke, daß ich in dem teuren Petersburg leben konnte, und die mir so schöne Stunden, so viele Freude bereitet hat. Der Anfang war kein glückverheißender; er fällt noch in meine preußische Dienstzeit.

Die älteren Leser dieser Schilderungen werden sich vielleicht erinnern, daß Anfang der siebziger Jahre in Potsdam ein Fall von Schlafsucht großes Aufsehen erregte. Ein Mann des 3. Garde-Ulanen-Regiments war in einen totenähnlichen Schlaf verfallen, in dem er wochenlang lag, ohne daß die Ärzte eine Erklärung fanden. Eines Tages, nach einem Liebesmahl beim Ersten Garde-Regiment, überbrachte ein Offizier die Nachricht, der schlafende Ulan sei aufgewacht, noch einige Tatsächlichkeiten hinzufügend, die er

von völlig zuverlässiger ärztlicher Seite erfahren habe. Ich fuhr zufällig denselben Abend nach Schlesien auf Urlaub und begab mich in Berlin nach der „Kreuzzeitung“, um deren Leiter, dem mir wohlbekannten Herrn v. Nathusius, diese Sache zu erzählen, damit die „Kreuzzeitung“ womöglich zuerst die Nachricht brächte. Er bat mich, das, was ich gehört, selbst niederzuschreiben, und es kam sogleich in den Druck. Nicht ohne Stolz erzählte ich meinen Eltern, sie würden in der nächsten Nummer ein Erzeugnis meiner Feder finden, und wirklich war es auch der Fall. Alle wollten die etwa zehn Zeilen lesen, und meine gute Mutter zeigte die Zeitung dem alten Diener mit den Worten: „Sehen Sie, das hat der Graf Richard geschrieben.“ Aber die Freude war von kurzer Dauer. In der nächstfolgenden Nummer las man etwa folgendes: „Unsere Nachricht über das Erwachen des schlafenden Ulans, die wir aus durchaus zuverlässiger Quelle hatten, beruht leider auf einem Irrtum. Der Ulan schläft noch immer. Der Herr, welcher uns die Nachricht brachte, scheint das Opfer einer Täuschung geworden zu sein.“ Diese Zeitung erregte weniger Freude, und der alte Diener bekam sie nicht zu lesen.

Nach diesem schriftstellerischen Mißerfolg vergingen mehrere Jahre, bis ich 1879 wieder zur Feder griff, und abermals war es, wie bereits erwähnt, die „Kreuzzeitung“, bei der ich begann. Meine eigentliche Tätigkeit gehörte aber dem „St. Petersburger Herold“, mit dessen Herausgeber ich bekannt geworden, und wo ich bald ein reiches Feld für meine Feder fand, meist militärischer oder feuilletonistischer, hier und da auch politischer Art.

Ich verweile hier einen Augenblick, weil eigentlich vom „Herold“ meine schriftstellerische Tätigkeit ernstlich beginnt.

Im Leitungszimmer des „Herold“ lernte ich ein gegen mein bisheriges Leben wie den gesellschaftlichen Umgang völlig anderes kennen, und gerade darum fesselte es mich. Es waren ja eigentümliche Persönlichkeiten, die man dort traf, aber der Umgang mit ihnen erweiterte den Gesichtskreis. Es ist durchaus nicht angebracht, immer nur mit seinesgleichen zu verkehren. Auch im politischen Leben gilt dies meines Erachtens ebenso, hier allerdings mit gewissen Grenzen.

Der Leiter des „Herold“, Dr. Gesellius, war eine ungemein zur Heiterkeit reizende Persönlichkeit. Ihn wie die Seinen deckt lange der grüne Rasen, so daß ich ungehindert schreiben kann. Er war unbedingt ein kluger Mann, aber völlig zerfahren. Als Arzt hatte er, wie er behauptete, durch wichtige Entdeckungen bezüglich der Überleitung des Blutes von gesunden Menschen, auch Tieren, auf Kranke Aufsehen in seiner Fachwelt erregt. Er zeigte mir auch einmal ein ärztliches Handwörterbuch, in dem sein Name genannt war. Nur wollte das Unglück, daß schließlich seine Kranken zwar an ihn glaubten, er selbst aber nicht mehr an sich, und so gab er seine Tätigkeit auf. Was ihn veranlaßte, seinem Vaterlande Mecklenburg den Rücken zu kehren, weiß ich nicht. Er sprach ungern davon. Plötzlich fand man ihn in Petersburg, wo er aus den Überresten irgend eines dem Untergange geweihten kleinen deutschen Blattes den „Herold“ gründete. Eine allerdings sehr weitgehende Leichtlebigkeit half ihm hierbei über alle Schwierigkeiten weg, und er regierte nun mit unverwüstlich guter Laune in seinen Zeitungsräumen. Die

ärztliche Tätigkeit hatte er ganz an den Nagel gehängt, um, wie er meinte, seinen hiesigen Fachgenossen nicht Wettbewerb zu machen. Nur die im „Herold“ Angestellten behandelte er, und die Armen ließen es sich gefallen, weil sie nichts zu zahlen brauchten. Er machte wahre Pferdekuren, und oft sah ich manch schmerzlich duldendes Gesicht. Kam man abends in den „Herold“, so sah man den Doktor mit seinem kahlen Kopf und großen Bart, die Papierschere in der Hand, über einen Haufen ausländischer Zeitungen gebeugt, eine Menge Ausschnitte neben sich liegend. „Das wird morgen eine famose Nummer“, meinte er. Wenn ich ihm dann sagte: „Natürlich, lieber Herr Doktor, Sie haben ja Ihren besten Mitarbeiter in der Hand“, nahm er dies nicht übel, sondern freute sich. Allmählich füllte sich das Zimmer mit seinen geistigen Beratern, und bei einem Glase Bier begann eine mich stets erheiternde Fachunterhaltung. Der „politische Redakteur“ kündigte an, daß er über diese oder jene Frage einen Leitartikel geschrieben. „Natürlich doch in dem und dem Sinne“, meinte der Doktor. „Bewahre! Gerade im entgegengesetzten“, war da die Antwort, und meistens hieß es: „Bon! Mir auch egal!“ Der genannte „politische Redakteur“, ein Dr. O. S., war ein kluger, äußerst witziger Kopf, den ich in bester Erinnerung habe. Er gab seine gutbezahlte Stellung im „Herold“ auf, um in irgend einer kleinen pommerschen Stadt eine Zeitung zu gründen, mit der er Unglück hatte. Soviel mir bekannt, ist er jetzt in Berlin in Zeitungen tätig. Geradezu nervös machte es Dr. G e s e l l i u s, wenn der „musikalische Kritiker“ ihm seine neueste Arbeit vorlas, die gewöhnlich endlos war. Dieser, ein Dr. P., fiel durch eine wahrhaft glühende Nase auf, an der

der russische Wodka nicht ohne Schuld war. Jedem versicherte er, daß, wenn sich dieser oder jener Sänger oder Sängerin an seine Ratschläge halten möchten, sie einen weit bedeutenderen Erfolg haben würden. Aber auch sehr viele ausländische Berichterstatter suchten den „Herold" auf, namentlich nach den vielen festlichen und traurigen Veranlassungen, zu denen die großen Blätter Sonderberichterstatter sandten. Unter diesen fand man viele geistig anregende Persönlichkeiten, besonders unter den Franzosen und Engländern, welche über fast unbeschränkte Geldmittel verfügten. Alle die Herren versicherten immer, sie würden nur das Günstigste über russische Zustände schreiben, und ließen sich alles mögliche erzählen. Hernach taten sie gerade das Gegenteil und brachten ungeheuerliche Nachrichten.

Dr. Gesellius konnte die Engländer nicht leiden, und dies wäre ihm einmal beinahe teuer zu stehen gekommen. Es war eines Abends in Petersburg eine nihilistische Druckerei entdeckt worden, und sofort erhielten sämtliche Zeitungen den polizeilichen Befehl, zunächst nichts über die Angelegenheit zu bringen. Diese Maßregel hatte ihren guten Grund, denn man wollte die Sache möglichst lange geheim halten, um aus der Wohnung, in welcher sich die Druckerei befand, eine Art Nihilistenfalle zu machen. Wer in der Nacht oder des frühen Morgens dort Einlaß begehrte, von dem konnte man bestimmt annehmen, daß er zur Partei gehöre.

Dr. Gesellius hätte sich gern selbst nach jener Druckerei begeben, um den Schauplatz zu sehen, wurde jedoch von einem befreundeten Polizeibeamten dringend davor gewarnt.

Frühmorgens 5 Uhr wurde er geweckt, weil drei englische Zeitungsberichterstatter ihn dringend zu sprechen wünschten. Sie hatten irgendwie Kenntnis von der Sache bekommen und wollten sich nun „bei dem ausgezeichneten Herausgeber des »Herold«" unterrichten, ob sie wirklich wahr sei. Der Doktor, ärgerlich, in seinem Schlummer gestört zu sein, beschloß, den ihm, wie schon gesagt, unangenehmen Engländern einen Streich zu spielen. „Meine Herren", sagte er, „die Sache ist vollständig wahr, doch kenne ich noch nicht die näheren Umstände. Sie werden jedenfalls alles erfahren, wenn Sie sich dorthin begeben, und dann haben Ihre Zeitungen den Triumph, die ersten genauen Nachrichten zu bringen." Dankend folgten die Engländer diesem ausgezeichneten Rat.

Vor dem Hause angelangt, fragten sie den längst von der Polizei angewiesenen Haushälter (Dwornik): „Kann man hinauf?" „Man kann", erwiderte dieser mit dem gleichgültigsten Gesicht, aber mit dem inneren Gedanken: „Jetzt haben wir wieder einige solcher Schufte." Die Engländer klingeln und sind sehr erstaunt, als ihnen ein Offizier in der bekannten und gefürchteten hellblauen Uniform der Gendarmen öffnet und sie als festgenommen erklärt. Sofort stürzen sich Gendarmen und wild aussehende Kasaken auf sie und durchsuchen ihre Taschen. Ihre im schlechten Russisch ausgesprochenen Beteuerungen, sie seien Engländer, versteht niemand; doch spricht zu ihrer Freude der Gendarmerieoffizier Französisch. Sie setzen ihm die Sachlage auseinander; er aber entgegnet nur: „Das sind mir die richtigen, die da behaupten, sie sprächen nicht Russisch! Wartet nur, Ihr Kanaillen; ich lasse Euch jetzt zur dritten Abteilung (der sehr ge-

fürchteten Geheimpolizei) bringen, da werdet Ihr schon Russisch lernen, denn in Sibirien gebraucht Ihr es später." Sie wurden dorthin gebracht, verlebten 24 Stunden in einer scheußlichen Behausung mit gräßlich aussehenden Kerls zusammen, bis sich endlich alles aufklärte und sie entlassen wurden.

Dr. Gesellius wurde aber seinerseits auch vor die Geheimpolizei gefordert und erhielt einen gründlichen Wischer für seinen Scherz, der leicht hätte zu staatlichen Auseinandersetzungen führen können.

Bald trat ich auch mit der „Schlesischen Zeitung" in Verbindung, deren Mitarbeiter ich zehn Jahre war, später mit der „Kölnischen", in welcher ich wesentlich politische Aufsätze schrieb, und zahlreichen anderen. Durch die vielen Berichterstatter, die ich kennen lernte, wurde ich in der Presse bald bekannt und erhielt von so vielen Zeitungen Anerbietungen, ihr Mitarbeiter zu werden, daß es mir ganz unmöglich war, allen Wünschen nachzukommen. Dienst und gesellige Verpflichtungen nahmen gleichfalls meine Zeit reichlich in Anspruch, und so benutzte ich jede freie Stunde zur Arbeit. Natürlich konnte meine schriftstellerische Tätigkeit mit der Zeit nicht unbekannt bleiben, doch bin ich niemals dienstlich über solche befragt worden. Daß sie selbst bis in die höchsten Kreise bekannt war, erfuhr ich erst, nachdem ich den Abschied genommen, und zwar durch keinen Geringeren, als Kaiser Alexander III. selbst. Er war damals, im Herbst 1889, in Schloß Fredensborg in Dänemark, und ich fuhr dorthin, um mich abzumelden. Nach einem langen, wohl einstündigen Gespräch, welches er mir gewährte, sagte er: „Sie haben viel und oft

scharf über uns (Rußland) geschrieben, aber Sie sind uns auch stets gerecht geworden."

Mit der Zeit kamen auch eine Menge Leute mit allerlei Wünschen zu mir, oft in der falschen Meinung, ich könne vieles durchsetzen. Staatsrat Dr. Köcher, leitender Arzt in der Plewna-Armee, brachte mir sein deutsch geschriebenes Werk „Studien über Militärsanitätswesen" mit einer Widmung und Bitte um Beurteilung, die er dann in der zweiten Auflage aufnehmen würde. Ähnliche Bitten gingen mir mit der Zeit immer mehr zu, oft von mir völlig fremden Menschen. Aber auch ganz sonderbare Ansinnen wurden an mich gestellt. So machte mich Dr. Gesellius mit einem Herrn bekannt, dessen Name mir entfallen. Er besaß eine großartige, wie ich mich später überzeugte, höchst wertvolle Bücherei und wollte diese möglichst hoch an die bulgarische Regierung verkaufen. Woher er annahm, daß gerade ich dies durchsetzen könne, weiß ich nicht. Sonderbarerweise wäre aber aus der Sache beinahe etwas geworden. Ich kannte Fürst Alexander von Bulgarien vom Kriege her gut und besuchte ihn bei seiner Anwesenheit in Petersburg, die ihm beinahe im Winterpalast das Leben gekostet hätte. Bei dieser Gelegenheit kam ich auch auf besagte Bücherei zu sprechen, und in seiner Lebhaftigkeit trat er der Frage mit großer Wärme näher. Daß ich später die Angelegenheit fallen ließ, war die Schuld jenes Büchereibesitzers. Dieser kam zu mir und erkundigte sich. Als ich ihm das Nähere erzählte, bot er mir für den Fall des Verkaufes so und so viel vom Hundert des Preises an. Der gegebene Schluß war, daß ich ihn ersuchte, möglichst schnell die Türe von außen zuzumachen.

Meine Gefälligkeit, Schriftstücke zu beurteilen, mußte ich einmal auf komische Weise büßen. Ich hatte mich mit einem kurzen Schauspiel versucht, welches einer wahren Begebenheit aus dem deutsch-französischen Kriege entnommen war. Der Oberregisseur des damals kaiserlichen deutschen Theaters nahm das Stück an, vorbehaltlich der Zensurgenehmigung. Diese wurde mit Rücksicht auf die französischen Gefühle nicht erteilt; vielleicht zu meinem eigenen Wohle. Ich habe mich seitdem nicht mehr um das Stück bekümmert. Jedoch hatte der Beurteiler am deutschen Theater, eine in Schauspielerkreisen sehr gefürchtete Persönlichkeit, Dr. G., von der Sache erfahren und bat mich, ihm das Stück zu leihen. Nach einigen Tagen erhielt ich eine Einladung zu ihm, zu einem „literarischen Abend", wie er sich ausdrückte.

Dieser Abend vollzog sich zu meiner Verwunderung zwischen uns beiden allein. Dr. G., ein kleiner lebhafter Mann von ausgesprochen jüdischem Schnitt — man hatte mir auch gesagt, er sei Jude —, empfing mich äußerst höflich, sprach sich günstig über mein Stück aus und gab mir einige wirklich sehr gute Ratschläge. Dabei führte er jedoch als Beispiele für „größere Empfindsamkeit", „Leidenschaftlichkeit" u. s. w. Stellen aus einem mir völlig unbekannten Dichter an, immer mit dem Vorsatz: „Wie der Dichter sagt." Um mir keine Blöße zu geben, wollte ich nicht fragen, wer jener Dichter sei, bis ich endlich merkte, daß er fortwährend seinen eigenen Pegasus ritt und Stellen aus seinen Werken nannte, von denen ich auch im Traum nie etwas gehört hatte. Endlich fragte er sanft: „Haben Sie nie durch Dr. G e s e l l i u s von meinem Trauerspiel »Nach kaiserloser Zeit« gehört?" Mit der Vorahnung,

daß mir jetzt irgend etwas Entsetzliches drohe, verneinte ich diese Frage mit der höflichen Bewegung sichtbaren Bedauerns. „Das tut mir leid“ — entgegnete er — „ich glaubte, Sie hätten schon davon gehört; doch tut dies nichts. An Ihrem bewährten Urteil liegt mir sehr viel; ich werde Ihnen mit Ihrer Erlaubnis das Stück vorlesen. Gestatten Sie mir, Sie mit einigen Worten in die Situation zu versetzen. Die Zeit wird Ihnen nach dem Titel »Nach kaiserloser Zeit« klar sein?“ Mit einer gewandten Handbewegung und den leicht hingeworfenen Worten: „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht . . .“ zeigte ich ihm, daß ich annähme, sein Werk handle über Rudolf von Habsburg. „Ganz richtig“ — entgegnete er — „da wird Ihnen auch die Stellung des Grafen von Neuenburg, des damaligen Bischofs von Basel, erinnerlich sein?“ — „Ungefähr ja“ — entgegnete ich mit krampfhafter Sicherheit, ohne eine Ahnung von diesem guten Manne zu haben — „doch wäre es mir wünschenswert, wenn Sie die Lücken in meinem Gedächtnis mit wenigen Worten auffrischten.“ — „Dies ist nicht nötig“ — fiel er schnell ein — „beim Vorlesen wird Ihnen alles klar. Es dauert nicht lange; zwar hat das Stück fünf Akte, doch spielt keiner über eine halbe Stunde.“ Ich war vernichtet, denn eigentlich hatte ich mir schon lange vorgenommen zu gehen; nun standen mir noch etwa drei Stunden bevor! Mit den Worten: „Das wird für mich von hohem Interesse sein“ nahm ich auf einer möglichst bequemen Stelle des Sofas eine Dulderhaltung an.

Der erste Akt war zu Ende. Ich hatte alle die alten Ritter und Mönche an mir vorüberziehen sehen, sie waren fast im stande gewesen, mich in einen leichten

Schlaf zu wiegen, als Dr. G. mich mit der Frage aufschreckte: „Wünschen Sie Ihr Urteil nach jedem Akt oder nach dem gesamten Stück zu geben?“ In der Hoffnung, daß irgend etwas dazwischen kommen könnte, entgegnete ich auf das verbindlichste: „Wenn es Ihnen recht ist, nach dem gesamten Stück; man hat dann die verschiedenen Charaktere besser kennen gelernt.“ Er nickte zufrieden und begann mit ungeschwächten Kräften den zweiten Akt. In diesem spielt besagter Bischof von Basel eine etwas burschikose Rolle, auf die jedoch Dr. G. ein großes Gewicht zu legen schien. Nachdem der Kirchenfürst in der letzten Szene wie ein Berliner Fischweib geflucht, klappte der Doktor sein Werk für einen Augenblick zu und forderte mich durch einen selbstzufriedenen Blick zu meinem Urteil über diesen Schluß auf.

Um wenigstens etwas zu sagen, entgegnete ich, wie ich überzeugt sei, diese Sprache sei ganz im Geiste der damaligen Zeit, zu welcher die Geistlichkeit im wahren Sinne des Wortes eine streitbare gewesen; doch zweifle ich, ob diese geschichtliche Wahrheit gerade in München — wo er das Stück aufführen lassen wollte — gefallen würde. Dort sei man an höchster Stelle im Grunde gegen den „Deutschen Kaiser“ und im Volke gegen jede ungünstige Darstellung der katholischen Geistlichkeit. „Besonders“ — so fügte ich im liebenswürdigsten Tone hinzu — „würde ich in der jetzigen Zeit, vielleicht gerade an Ihrer Stelle unterlassen, christlich-religiöse Fragen auf die Bühne zu bringen.“ „Warum gerade ich nicht?“ fragte er. „Sie verzeihen“ — entgegnete ich fast schüchtern — „aber Sie wissen doch wohl Bescheid über den augenblicklichen Stand der Judenfrage in Deutschland, die namentlich durch

Stöckers Vorgehen sich recht zugespitzt hat?" „Sie glauben wohl, ich sei Jude? Bereits mein Großvater ließ sich taufen." Ich bat ihn ungeheuer um Entschuldigung, sprach in meiner Verlegenheit eine Menge Unsinn über Hochachtung für fromme Juden, Verständnis, wie diese zur christlichen Kirche übertreten könnten, und bat ihn endlich, in seiner spannenden Vorlesung fortzufahren. Dies tat er auch, aber nicht mehr mit der früheren Sicherheit; der „Jude" hatte ihn verstimmt. Mir schien, als ob er allen Charakteren in seiner Ausdrucksweise etwas düsteres gäbe. Ich hörte geduldig weiter zu, und als er geendigt, waren richtig drei Stunden vergangen, ich aber so nervös, daß ich nicht im stande war, weder den Bischof von Basel noch den Bürgermeister von Aachen oder sonst wen zu beurteilen. So bat ich ihn, das Stück nach Hause mitnehmen zu dürfen, „um es noch einmal in voller Ruhe studieren zu können". Ob „Nach kaiserloser Zeit" jemals aufgeführt worden ist, weiß ich nicht.



Zehntes Kapitel.

Vom Hofe und vom Nihilismus.

Gemäldeausstellung Wereschtschagins. — Wachtparade. — Meldung beim Kaiser. — Anzug russischer und deutscher Offiziere. — Der Kaiser und General Chanzy. — Maßregeln von Loris-Melikow. — Theaterschule. — Fesselnde Gerichtsverhandlung gegen Nihilisten. — Untersuchungsgefängnis. — Tod der Kaiserin.

Im März 1880 erregte die Gemäldeausstellung Wereschtschagins die allgemeine Aufmerksamkeit und machte den bis dahin nur wenigen bekannten Künstler schnell berühmt. Den türkischen Krieg hatte er im Stabe Skobelews mitgemacht, den er bewunderte. Beider Namen wurden viel zusammen genannt, was dem Künstler sehr zu gute kam. Er hatte sich übrigens auch durch persönlichen Mut ausgezeichnet. Ich lernte ihn auf dem Schlachtfelde von Schipka kennen, als ich befehligt war, Skobelew aufzusuchen, gelegentlich jenes Rittes des siegreichen Führers längs seiner ihm zujubelnden Truppen, der später dem Künstler den Stoff zu einem seiner berühmtesten Bilder lieferte.*) Wie groß der Andrang zur Ausstellung war,

*) Siehe „Erinnerungen eines preußischen Offiziers 2c.", S. 130.

beweist, daß in den ersten acht Tagen 250 000 Verzeichnisse verkauft waren. Es gab aber viele einsichtsvolle Menschen, die es für einen großen Fehler hielten, in jener aufgeregten Zeit die Ausstellung zu gestatten. Neben prächtigen Gemälden aus Indien enthielt sie solche aus dem letzten Kriege und von diesen viele, so künstlerisch sie auch waren, dennoch in keinem guten Sinne aufgefaßt. Die ausgesprochene Neigung war vorhanden, den russischen Offizier im Gegensatz zum Soldaten herabzusetzen. Wo Gefahr dargestellt war, fehlten die Offiziere; wo der gleichgültig aussehende Priester die Leichen ungezählter Mannschaften einsegnet, ist kein einziger Offizier zu sehen, um diesen die letzte Ehre zu erweisen. Die Bevorzugung der Garde gegenüber der Linie wird verspottet und machte in letzterer viel böses Blut. Namentlich das eine Gemälde „Si jeune et si bien décoré.“ Man sieht einen jungen Adjutanten der Garde, geschmückt mit Kriegsorden, angezogen, als sei er auf einer Truppenschau in Petersburg, bei einem alten Hauptmann eines Linien-Regiments hochmütig vorübergehen, dessen abgerissene Uniform, Verwundung und verhärmtes Gesicht verrät, daß er bereits alle Mühen und Gefahren des Feldzuges durchlebt. Keine einzige Auszeichnung schmückt dessen Brust. Die Kriegsbilder waren, gerade in jener Zeit, Unzufriedenheit erregender Art und haben auch ihren Zweck nicht verfehlt. Eine dem Kaiser sehr nahestehende Persönlichkeit riet ihm, halb scherzend, halb im Ernst, die Bilder teuer zu kaufen und sie dann zu verbrennen. Sie sind bekanntlich auch später in Deutschland ausgestellt worden.

Eine militärische Feier, die der Kaiser ungern versäumte,

war die sonntägliche Wachtparade in der riesigen Michaelsmanege. Der auf Wache ziehende Truppenteil — ein volles Bataillon — befand sich schon lange zuvor in Aufregung, denn dem Kaiser entging auch nicht der kleinste Fehler; namentlich bei Verstößen gegen den Anzug war er ungemein streng, und es kam ihm nicht darauf an, hierbei nicht nur die Schuldigen, sondern auch deren Vorgesetzte bis zum Divisionskommandeur herauf zu bestrafen. Erst reitet der Kaiser die Front des wachtgebenden Bataillons ab, dasselbe begrüßend; dann melden sich alle im Wachtdienst befindlichen Offiziere bei ihm. Diese mustert er ganz genau, während der Oberbefehlshaber der Garde und des Petersburger Militärbezirks ihm die Namen nennt. Ich mußte mich bei einer solchen Gelegenheit als Rondeoffizier melden, was einen ziemlich langen, für einen der Sprache noch nicht ganz Fertigen recht schwer aussprechbaren Satz erfordert. Mein Regimentskommandeur, Fürst Obolenski, hatte ungezählte Proben mit mir veranstaltet. Es ging anfänglich auch ganz gut, nur bei den letzten Worten haperte es etwas, weil mich der Kaiser selbst in Verwirrung brachte. Großfürst Nikolaus begann während der Meldung meinen Namen zu nennen: „Stabskapitän Graf . . . „v. Pfeil" unterbrach ihn scherzend der Kaiser und erheiterte sich sichtbar, als es nunmehr mit den letzten Worten stockte. Nach dem Vorbeimarsch finden allerlei Meldungen junger Garde-Kavallerieoffiziere zum Ordonnanzdienst und Reiterkunststücke des kaiserlichen Convois statt. Hierbei ging der Luxus im Anzuge so weit, daß die meisten jungen Offiziere für diese Gelegenheit ihre Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen

ließen. Was im übrigen die Gleichmäßigkeit und Vorschriftsmäßigkeit des Anzuges der Offiziere betrifft, so ist diese in Rußland weit genauer wie in Deutschland. Abweichungen im vorgeschriebenen Schnitt an Mütze, Rock, Beinkleidern, Stiefeln, besondere Moden, überstehende weiße Hemdkragen kennt man in Rußland nicht. Dagegen wird im allgemeinen auf die Güte des Anzuges in Deutschland mehr gegeben als in Rußland, namentlich in der Linie.

Jene oben geschilderte Wachtparade hatte übrigens einen gewissermaßen geschichtlichen Anstrich, denn sie brachte eine Abkühlung der im vorigen Jahre durch Gortschakow, Obrutschew, Skobelew u. a. begonnenen Annäherung an Frankreich sichtbar zum Ausdruck. Die Ursache war nachstehende. Einer der Hauptveranstalter des Moskauer Mordanschlages, ein der Polizei lange bekannter Nihilist namens Hartmann, war nach Frankreich geflüchtet und wurde dort auf Wunsch der russischen Regierung zunächst verhaftet. Rußland verlangte dringend seine Auslieferung und schickte alle Beweisstücke seiner Schuld ein. Die französische Regierung weigerte sich jedoch schließlich, den Verbrecher auszuliefern, sondern wies ihn aus. Hartmann ging nach England, wo er sich völlig sicher fühlte, und rühmte sich dort öffentlich seiner Tat. Kaiser Alexander II. nahm dies ganz gewaltig übel, und seine Mißstimmung gegen Frankreich war groß. Bei jener Wachtparade gab er ihr offenen Ausdruck. Er befahl den französischen Botschafter zu sich, der, wie alle Botschafter, dem militärischen Schauspiel beiwohnte. General Chanzy kam an ihn herangeritten, nahm sein Käppy ab und ver-

beugte sich tief. Alle sahen nun, wie der Kaiser, in erregtestem Tone, mit den entsprechenden Handbewegungen mit dem General sprach und ihn dann, ohne ihm ein Wort der Erwiderung zu gestatten, mit einem kurzen militärischen Gruß entließ. Man kann sich denken, welches Aufsehen dieser kurze Auftritt verursachte. Bald sollte ihm ein anderer folgen, bei welchem der Kaiser meine bescheidene Persönlichkeit zu einer Art von Kundgebung gegen Frankreich benutzte.

Ostern war herangekommen und wurde im Winterpalast wie in der Gesellschaft glänzend gefeiert. Man hatte verhältnismäßig längere Zeit nichts mehr von neuen nihilistischen Verbrechen gehört; eine gewisse Beruhigung trat ein, und allgemein faßte man Vertrauen zu Loris-Melikow, der allerlei, nach russischen Begriffen, freigeistige Maßregeln traf. Die gefürchtete dritte Abteilung wurde, allerdings nur dem Namen nach, aufgehoben; die Zivilgouverneure durften sich nunmehr geradeswegs an die Minister mit ihren Vorschlägen wenden, nicht, wie bisher, durch die militärischen Generalgouverneure; im Gefängniswesen traten Besserungen ein, und der Presse wurde größere Freiheit gelassen. An die Spitze der Ober-Preßverwaltung berief Loris-Melikow seinen armenischen Landsmann Abaza. Die Geselligkeit in den vornehmen russischen Kreisen hatte wieder ihren alten Glanz, die kaiserlichen Theater waren überfüllt.

Was übrigens letztere betrifft, so stehen sie, Oper wie Schauspiel und Ballett, auf einer hohen künstlerischen Stufe. Die weiblichen Bühnenangehörigen erhalten ihre

Ausbildung auf der ausgezeichneten Theaterschule in Petersburg, in welcher junge Mädchen vom achten Jahre an für die Kunst, wie auch wissenschaftlich, namentlich in der Kenntnis fremder Sprachen, vorgebildet werden. Auf äußerliche Schönheit wird großes Gewicht gelegt. Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, hat die Theaterschule hohen Wert. Im übrigen sollen die jungen Damen, die dort bis zum 16. oder 17. Lebensjahre verbleiben, ein ungezwungen heiteres Leben führen.

In jener Zeit wurde mir Gelegenheit, einer mehrtägigen Gerichtsverhandlung gegen Nihilisten beizuwohnen. An und für sich war sie nicht von so großer Wichtigkeit wie viele andere; sie betraf vergangene Verbrechen gegen hohe Beamte, beziehungsweise Beihilfe zu solchen; aber die Persönlichkeiten und Nebenumstände waren höchst fesselnder Art. Da war ein junges hübsches Mädchen von höchstens zwanzig Jahren, angeschuldigt, auf einen Geheimpolizisten geschossen und dabei einen Gendarmen schwer verwundet zu haben. Sie stammte aus gebildeten Ständen, benahm sich aber vor Gericht auf geradezu unglaubliche Weise. So spuckte sie nach dem Vorsitzenden und gebrauchte den Richtern gegenüber die gemeinsten Ausdrücke. Als man sie fragte, ob sie zugäbe, die beiden Schüsse abgefeuert zu haben, sagte sie, höhnisch lachend: „Natürlich! Und heute noch bedauere ich" — auf den Geheimpolizisten zeigend — „jenen Hundesohn nicht getroffen zu haben." Nach ihrem Gewerbe befragt, antwortete sie: „Eine H . . ." und machte dabei die in der Hexenküche

des Faust erwähnte Bewegung. Sie wurde zu 15 Jahren Bergwerksarbeit in Sibirien verurteilt. Aller Aufmerksamkeit erregte jedoch ein anderer Angeklagter, eine in allen wissenschaftlichen Kreisen bekannte und bis dahin hochgeachtete Persönlichkeit, Hofrat Dr. Weymar. Ein schöner, vornehmer Mann von 36 Jahren, tadellos angezogen, auf dem schwarzen Überrock eine Ordenskette mit 15 Orden und Denkmünzen, russische, rumänische und serbische, unter anderen den Wladimirorden 4. Klasse mit Schwertern, der etwa dem Hohenzollernschen Hausorden mit Schwertern entspricht. Im Kriege war er leitender Arzt des Lazaretts der Großfürstin-Thronfolger gewesen und hatte Gelegenheit gefunden, sich durch persönliche Tapferkeit hervorzutun. Jetzt war er angeklagt und überwiesen, unmittelbar nach dem Kriege in Paris in engstem Verkehr mit den wichtigsten Nihilistenführern gestanden und in Petersburg dem Mörder des Stadthauptmanns General Mesenzew mit seinem ausgezeichneten Pferde zur Flucht verholfen zu haben. Ferner hatte er den Revolver gekauft, mit welchem Mirski auf General Drentelen und Ssolowjew auf den Kaiser schoß. Wenn ich mir den Angeklagten — er sah dem bekannten Opernsänger Niemann sprechend ähnlich — auf der Anklagebank sitzend mit den vielen verwahrlost aussehenden Gestalten betrachtete, so mußte ich mir immer wieder die Frage vorlegen, was diesen reichen, angesehenen Mann an diese Stelle gebracht habe. Ich fand keine Erklärung hierfür. Der Ehrgeiz, eine Führerrolle in einer doch nur heimlich wirkenden Partei zu spielen, konnte es doch unmöglich sein. Er wurde zu 15 Jahren Bergwerksarbeit

in Sibirien verurteilt, die aber der Kaiser, wohl auf Fürsprache der Großfürstin-Thronfolger, in Festungshaft von gleicher Dauer milderte.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich, durch die Gefälligkeit eines mir bekannten Gendarmerieoffiziers, die unmittelbar an das Gerichtsgebäude anstoßenden Räume des Untersuchungsgefängnisses kennen. Wir stiegen viele Stufen hinab und befanden uns auf einem langen, breiten, erleuchteten Flur, zu dessen beiden Seiten Zelle an Zelle lag. Welche ungezählten Persönlichkeiten haben diese beherbergt, die nie mehr die Freiheit kennen gelernt! Auch hierbei konnte ich mich wieder einmal überzeugen, wie viel Falsches über Rußland geschrieben wird. Gerade in jener Zeit standen in ausländischen Blättern Schauerberichte über jenes Untersuchungsgefängnis, sogar über Folter wurde geschrieben. Ich bat den Gendarmerieoffizier, mehrere Zellen aufschließen zu lassen, die ich selbst bezeichnete, und fand alle in reinlichem Zustande, mit allen nötigen Bedürfnissen, ähnlich, wie sie wohl in jedem deutschen Gefängnis sein mögen. Einen Augenblick war mir unheimlich zu Mute, als sich der Gendarmerieoffizier den Scherz gestattete, die Türe einer Zelle hinter mir zufallen zu lassen. Auf dem vorerwähnten Flur waren einige in Untersuchungshaft befindliche Zeugen für jene Gerichtsverhandlung, alle der nihilistischen Partei angehörend, aufgestellt, das Gesicht nach dem Ausgang gerichtet. Sie waren etwa fünf Schritt voneinander entfernt und durch je einen Gendarmen getrennt, so daß ein Verkehr unmöglich war. Hierbei sah ich auch die berühmte Schönheit Frau Fiegner-Philippowa. Sie stand im Anfang der

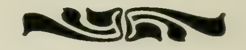
Zwanziger und war angeschuldigt, neben der Beihilfe zu vielen Verbrechen, im Kaukasus mit Hilfe ihrer Reize blutjunge, völlig unerfahrene Offiziere zum Beitritt zur Verbrecherpartei verführt zu haben. In einem enganliegenden schwarzen Kleide nach neuestem Schnitt sah sie wirklich bezaubernd aus. Dem Gendarmerieoffizier warf sie einen Blick zu, der auf nähere Bekanntschaft schließen ließ.

Am 3. Juni 1880 starb im Winterpalast die Kaiserin Maria Alexandrowna, geborene Prinzessin von Hessen, nach langen schweren Leiden an der Schwindsucht. Sie war überhaupt, namentlich aber in den letzten Jahren, wenig an die Öffentlichkeit getreten und konnte niemals den Tod ihres ältesten und geliebtesten Sohnes, des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus überwinden, der als junger Mann gleichfalls der Schwindsucht zum Opfer fiel. Ein geschichtlicher Umstand kennzeichnet ihr Leben. Evangelischen Glaubens, trat sie vor ihrer Vermählung zur griechisch-orthodoxen Religion über und ging bald ganz in derselben auf, dank ihrem sehr klugen Beichtvater. Noch mehr! Sie wurde eine Gegnerin ihres bisherigen Glaubens, und viele Maßregeln gegen die evangelische Kirche sind ihrem Einfluß zuzuschreiben. Im übrigen war sie eine ganz ausgezeichnete Frau, ihrem Gatten und Kindern in uneigennützigster Liebe zugetan. Die Großartigkeit ihrer Beerdigung stach gegen ihr einfaches, stilles Leben ab. Alle europäischen Höfe waren durch Fürstlichkeiten vertreten. Preußen durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Es war ein feierlicher Anblick, als im Winterpalast die Leiche, vom Sterbezimmer aus, durch die mit hohen Würden-

trägern und Offizieren angefüllten Säle nach der Schloß-kapelle übergeführt wurde, in welcher jedes im Palast verstorbene Mitglied der kaiserlichen Familie die Nacht vor der Überführung nach der Festungskirche, der großartigen Totengruft der Romanows, aufgebahrt wird. Der Kaiser und seine Söhne trugen den offenen Sarg, in welchem die Gattin und Mutter den ewigen Schlaf schlief. Auf ihrem feinen, vornehmen Antlitz war der Ausdruck unendlichen Schmerzes sichtbar. Einen fast schauerlichen Eindruck machte es, als in dem Augenblick, wie der Zug den letzten Saal erreichte, in welchem die Bilder so vieler verstorbener russischer Kaiser und Kaiserinnen von den Wänden herab das neue Mitglied willkommen zu heißen schienen, der Himmel sich verfinsterte, so daß der Saal fast dunkel wurde und Blitz auf Blitz die Leiche und ihre fürstlichen Träger beleuchtete. Einen um so wohltuenderen Eindruck bildete folgenden Tages der Gegensatz, als die tote Kaiserin nach ihrer letzten Ruhestätte, der Festungskirche, übergeführt wurde. Der Himmel war finster, wolkenverhangen. Als aber der Sarg sich dem Kirchtor näherte, brach mit einemmal die Sonne hell hervor und sandte der Dulderin, die in ihrem Leben so wenig Sonne kennen gelernt, ihren letzten Gruß.

An einer der vielen Seelenmessen, die mehrere Tage an dem offenen Sarge stattfanden, war ich zum Ehrendienst befehligt und stand dicht zu Häupten des Sarges. Links neben mir Kaiser Alexander II., der über dem Uniformsrock ein schwarzes Gewand gleichen Schnittes trug, mit russischen, preußischen und hessischen Orden. Rechts neben mir, mich mit dem Arm berührend, der Kronprinz

und hinter diesem der Großfürst-Thronfolger. Als sie niederknieten, während ich, im Dienst befindlich, stehen blieb, konnte ich mir die drei Fürsten in aller Ruhe betrachten. Nicht konnte man ahnen, welch kurzes Leben und schwerer Heimgang allen dreien beschieden war. Nach Beendigung der Seelenmesse kniete der Kaiser lange Zeit im Gebet versunken am Sarge und küßte dann die kalte Stirn der Entschlafenen.





Elftes Kapitel.

Die Petersburger Festung.

Blick auf die Festungskirche. — Das Gefängnis in der Trubetzkoi-Bastion. - Leben der Gefangenen. — Ihre Zellen. — Angaben des Nihilisten Goldenberg. — Verführte junge Offiziere. — Vorsichtsmaßregeln. — Ein „Schutzengel". — Tote Nihilisten. — Ein wohlwollender Gendarmerieoberst. — Die Festungskirche und Fürstengruft. - Ihr Anblick bei Nacht.

Die Festung mit der Festungskirche sind mit der Geschichte Petersburgs und des russischen Reiches eng verknüpft; sie bilden eine der ersten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt, und so möchte ich denn eine nähere Schilderung derselben geben. Ich kann dies um so eher, als der Zufall mir Gelegenheit gab, Räume zu sehen, die nur wenigen Persönlichkeiten zugänglich sind, und dabei manches zu vernehmen, was noch niemals in die Öffentlichkeit gedrungen war. Allerdings fand mein Besuch in der Festung einige

Jahre später wie die eben beschriebene Zeit statt, paßt aber genau in diese. Ich gebe sie, aus einem Briefe an Verwandte, wörtlich wieder.

Gegenüber dem Winterpalast und dem großartigen, von den Schlössern der Großfürsten und der vornehmen Russen begrenzten Newastaden erblickt man auf der anderen Seite des breiten Stromes die grauen Mauern der auf einer der vielen Newainseln gelegenen Festung. Hier legte Peter der Große, bald nachdem er unweit der Newamündung seinen ersten Seesieg über die Schweden erfochten, im Sommer 1703 den Grundstein zu seiner nordischen Hauptstadt. Aber ein eigenes Verhängnis will es, daß gerade jene Gegend, von welcher aus sich Petersburg rasch mächtig entwickeln sollte, die allereinsamste und düsterste mitten innerhalb des bewegten Treibens der jetzigen Millionenstadt ist. Besonders gewinnt man diesen Eindruck, wenn man abends längs des Newastadens wandelt. Dann heben sich aus dem Glanz Tausender von Gaslampen und hellerleuchteter Fenster, den die breite Wasserfläche der Newa malerisch widerspiegelt, eine dunkle Masse und innerhalb derselben die Umrisse eines hohen, spitzen Kirchturmes hervor; einige spärliche, vom Winde bewegte Lichter machen jene dunkle Einsamkeit erst recht erkennbar. Die grauen, moosbewachsenen Steinwälle, von denen herab zahlreiche Geschütze ihre Mündungen nach der Stadt richten, umschließen nichts, woran menschliches Denken irgendwie heitere oder freudige Beziehungen knüpfen könnte.

Inmitten bergen sie, neben der Münze und allerhand Gebäuden zu Kriegszwecken, in der Peter Pauls-Kathedrale

die große Ahnengruft der Romanows seit Peter dem Großen. Nur dessen Sohn und Thronfolger, Alexei Petrowitsch, über dessen Tod geheimnisvolles Dunkel schwebt, sowie der in früher Jugend verstorbene Kaiser Peter II. fanden anderwärts ihre letzte Ruhestätte.

Aber fast noch düsterer als jene Behausung der Toten erscheint das unweit derselben gelegene Grab der Lebenden, das Gefängnis in der Trubetzkoi-Bastion, das unter jeder Regierung, bis zum heutigen Tage, Persönlichkeiten barg und birgt, die dem Selbstherrschertum der Zaren gegenüber zu Verbrechern wurden. In einem jener Kerker endete der vorhergenannte Zarewitsch Alexei Petrowitsch sein trauriges Leben; hier saßen die Staatsgefangenen unter Birons hartem Regiment zur Zeit der Kaiserin Anna, wie die unter Elisabeth und Katharina II. Unter der Regierung der letzteren ertrank die dort seit Jahren eingekerkerte, jugendliche, bildschöne Fürstin Tarakanow bei einer Überschwemmung. Immer höher stieg das Wasser in dem Kerker der unglücklichen Frau, deren wahnsinniges Hilferufen beim Gebrause der Wogen ungehört verhallte. Als man sich endlich folgenden Tages ihrer erinnerte, fand man ihren Leichnam auf dem feuchten Grunde der inzwischen vom Wasser befreiten Zelle, Hunderten von Ratten zur Mahlzeit dienend. Eifersucht soll es gewesen sein, die Katharina bewog, die schöne Fürstin in den Festungskerkern für immer unschädlich zu machen. Die Verschwörer anläßlich der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I., die sogenannten Dekabristen, endlich die Mörder Alexanders II. und alle die zahllosen Verbrecher aus der Schreckenszeit des Nihilis-

mus brachten die erste Zeit ihrer Haft in jenen Kerkerräumen zu. Wie viele Staatsverbrecher endeten nicht auf den Wallmauern der Festung ihr Leben am Galgen! Die Festung ist die Bastille Petersburgs; aber, wenigstens seit dem letzten halben Jahrhundert, beherbergt sie nicht mehr wie jene unschuldige Gefangene, Opfer irgend welcher Hofränke, wie unter Ludwig XIV. und XV., sondern Persönlichkeiten, die der Teilnahme an dem blutigen, heute noch im Verborgenen stattfindenden Kampfe des Nihilismus gegen das Zarentum überwiesen sind und die nur des letzten Richterspruchs harren, um den jetzigen Aufenthalt mit den Bergwerken Sibiriens oder der fast noch furchtbareren lebenslänglichen Einschließung in den Kerkern der vom Ladogasee umspülten Schlüsselburg, oder — dem Galgen zu vertauschen.

Mitte der achtziger Jahre war ich, wie öfters, Offizier vom Wachtdienst in der Festung und fand Gelegenheit, das Innere des Festungsgefängnisses zu sehen. Der Zutritt dorthin ist für jeden Unbeteiligten streng verboten; ich verdankte diese Gunst jedoch dem schon im vorigen Kapitel genannten Gendarmerieoffizier, einer in alles eingeweihten und zu den geheimsten Aufträgen benutzten Persönlichkeit. Mit einem eigenartigen Gefühl betrat ich jene Räume, über welche man doch nur sagenhafte Gerüchte vernahm und von deren Bewohnern ich schon so viele hatte den Weg nach dem Galgen antreten sehen.

Unterhalb der Wölbungen der Trubetzkoi-Bastion führten mehrere starke, eisenbeschlagene Türen, bewacht durch Schließer und Doppelposten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett nach einem langen, breiten Gang.

Auch dort sind viele Posten ausgestellt, besonders zuverlässige Mannschaften des in der Festung liegenden Leib-Garde-Reserve-Bataillons. Zahlreiche „Blaue" erblickt man, jene in ganz Rußland gefürchteten Gendarmen, die eine ganz andere Stellung haben wie die unsrigen. Die in jenen Räumen verwendeten sind der geheimen Polizei unterstellt und führen deren oft schrecklichen Befehle mit stummer Entschlossenheit, ohne Rücksicht, aus. Sie leisten einen furchtbaren Eid, in welchem sie schwören, eintretendenfalls weder Vater, Mutter, Frau noch Kind zu schonen und sie anzugeben. Der Farbe ihrer Uniform wegen haben sie den vorgenannten Namen. Aus ihrem Munde kommt kein unnötiges Wort, und lautlos bewegen sie sich auf dem mit dicken Matten bedeckten Fußboden.

Längs jenes Ganges ziehen sich in langer Reihe die Gefängniszellen, jede von der anderen durch mehrere Fuß dicke Mauern getrennt. Manche derart Eingekerkerte befanden sich schon seit Jahren in Untersuchungshaft, weil man ihre Verurteilung selbst in eingeweihten Kreisen noch nicht bekannt geben oder sie noch als Zeugen verwenden wollte. Alle sind sie unnahbar abgesondert für jeden Verkehr mit der Außenwelt. Nichts ahnen sie, was draußen vorgeht; das Schicksal ihrer Mitgefangenen ist ihnen völlig unbekannt, sie wissen nicht, ob jene nicht längst in Sibirien oder am Galgen geendet. Ihre Zahl betrug damals etwa dreißig. Die Mehrzahl bildeten zurzeit einige ganz junge Offiziere aus dem Kaukasus, angeklagt der Teilnahme an nihilistischen Verbindungen; neben ihnen einige bereits an nihilistischen Verbrechen beteiligte Persönlichkeiten, von denen mehrere, wie es mir schien, von jüdischer Abstammung waren.

Die Kerkertüren heben sich äußerlich wenig von der grauen Steinmauer hervor; ein in Manneshöhe angebrachtes kleines Schiebefensterchen ermöglicht jeden Augenblick, die Gefangenen von außen zu beobachten. Die Zellen sind geräumig und luftig, etwa acht Schritt lang und vier Schritt breit, verdienen somit eher den Namen eines Zimmers, denn einer Zelle. In der einen Ecke befindet sich ein im Boden befestigtes eisernes Bett mit guter Matratze und zwei wollenen Decken, in der Mitte ein hölzerner Tisch und Stuhl; in einer anderen Ecke, gleichfalls im Boden befestigt, ein Wasserklosett und neben diesem eine Waschvorrichtung mit Wasserhahn. An einem solchen Wasserhahn soll sich 1881 der jüdische Nihilist Goldenberg, eines der hervorragendsten Mitglieder der Partei, erhängt haben. Tatsache ist, daß Goldenberg ein, mehrere Schriftbogen umfassendes, umfangreiches Geständnis machte, in dem er die der Polizei damals noch völlig unbekannte Gliederung der nihilistischen Partei, die richtigen und falschen Namen sämtlicher Führer und deren Wohnorte verriet, die begangenen Verbrechen, an denen er fast in allen Fällen teilgenommen, und auch den geplanten und gelungenen Mordanschlag gegen Kaiser Alexander II. schilderte beziehungsweise vorhersagte. Es regnete nun Festnahmen verdächtiger Persönlichkeiten, und in jedem Falle bestätigte sich die Aussage Goldenbergs, die dem Nihilismus den schwersten Schlag versetzte, den er überhaupt erlitten. Wahr ist, daß der letzte, entscheidende Anschlag gegen Kaiser Alexander II. der Polizei zuvor genau bekannt war; wurde doch der Leiter des Unternehmens, Sheljabow, zwei Tage vor Ausführung des Verbrechens auf Golden-

bergs Aussagen hin festgenommen. Als nun aber die Angeschuldigten vor den Richtern verlangten, Goldenberg solle als Zeuge vernommen werden, da wurde ihnen eine amtliche Erklärung vorgelesen, nach der Goldenberg sich in seinem Kerker an einem Wasserhahn erhängt habe. Ich sehe noch Sheljabow, dieses Abbild eines Verschwörers, einen mächtigen klugen Kopf mit langem dunklen Vollbart, vor mir, wie ihm, bei der Verhandlung gegen die Kaisermörder, jene amtliche Aussage über Goldenberg verlesen wurde. Spöttisch — ungläubig hörte er sie sich an und sagte, an seine Mitschuldigen gewandt, nur das eine Wort: „Lüge!"

Wie es in gut unterrichteten Kreisen heißt, soll Goldenberg in Schlüsselburg sitzen.

Am Tage werden die Zellen durch ein hohes, dreifach vergittertes Fenster erleuchtet; doch wirkt das Licht nur schwach, da sich, wenige Fuß vom Fenster entfernt, eine hohe Mauer befindet. Vom Dunkelwerden an spendet eine außerhalb angebrachte Steinöllampe einiges Licht. Die Gefangenen erhalten täglich zweimal warme, aus je zwei Gerichten bestehende Mahlzeiten und dreimal Thee; nur an Fasttagen wird kein Fleisch verabfolgt. Jeder wird täglich für 40 Minuten an die frische Luft gelassen und bewegt sich während dieser Zeit in einem kleinen, von einer Mauer umschlossenen Garten, bewacht von Gendarmen. Die in Haft befindlichen Offiziere trugen, da sie ja noch nicht verurteilt waren, während jenes Spaziergangs Uniform, in den Zellen jedoch, gleich allen anderen Gefangenen, lange, blau und weiß gestreifte Röcke. Ihr soldatisches Aussehen wurde etwas durch die

inzwischen lang gewachsenen, bis auf die Schultern fallenden Haare beeinträchtigt. Sie benahmen sich jedoch bei jenem Spaziergange, den jeder einzeln unternahm, ganz ihrem Range gemäß, begrüßten den anwesenden Gendarmerieoberst und erwiderten den dienstlichen Gruß der Gendarmen. Alle, die ich im Kerker oder beim Spaziergang sah, waren blutjunge Leute, der älteste 23 Jahre, meistens Opfer weiblicher Verführung, einer Waffe, welche die damals über starken weiblichen Anhang verfügende nihilistische Partei mit großem Erfolge anwendete. Als Preis für ihre Hingabe verlangten die Verführerinnen die Erklärung des jungen Offiziers, im Falle eines Aufstandes nicht auf das Volk schießen zu lassen. Mit dieser in der Leidenschaft gegebenen Unterschrift war der junge Mann in ihren Händen und somit in denen der Partei. Die vorgenannten jungen Leute wurden übrigens verhältnismäßig milde bestraft, indem man sie als Gemeine in Truppenteile einreihte, mit der Berechtigung, nach fünfjähriger tadelloser Dienstzeit wieder Offizier werden zu können. Die meisten sind es geworden.

Im Gefängnis fand ich eine große Bücherei vor, aus religiösen Werken, wie denen russischer Schriftsteller bestehend, deren Benutzung den Gefangenen gestattet wurde.

Nur Gendarmen und Wärter kommen mit den Gefangenen in Berührung, und zwar stets zu zweien, um sich gegenseitig zu beaufsichtigen. Ein Versuch der Häftlinge, irgend welchen Verkehr anzuspinnen, wird streng bestraft; trotzdem kommen solche Versuche fortwährend vor; bald will man durch Klopfen an den Wänden, bald durch Bücher mit den Nebengefangenen in Verkehr treten. Sie rechnen darauf,

daß ihre Leidensgefährten nach ihnen dieselben Bücher lesen, und unterstreichen daher mit Bleistift oder dem Fingernagel gewisse Worte und Buchstaben, so daß ganze Sätze entstehen. Daher wird jedes Buch, sowie es zurückgeliefert wird, genau mit der Lupe untersucht. Überhaupt kommen die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln zur Anwendung. Sind die Gefangenen zum Verhör gewesen, vielleicht auch mit Zeugen in Berührung gekommen, wobei sie nicht so genau beobachtet werden konnten, so werden sie, ganz entkleidet, auf das Genaueste untersucht. Oft genug hat man Gift oder feine Drahtsägen bei ihnen verborgen gefunden. Auch die Zellen werden mehrmals täglich genau nachgesehen. Man müßte meinen, daß bei solchen Vorsichtsmaßregeln irgend ein Verkehr unmöglich wäre; dennoch kommt er vor. So wurde kürzlich in einem Kerker das Mundstück einer ausgerauchten Zigarette gefunden, auf dem in winziger Schrift für einen Mitgefangenen bestimmte Angaben, „durch unseren Schutzengel zu befördern", verzeichnet waren.

Jene Angaben dienten, beiläufig bemerkt, später als wichtiger Belastungsstoff gegen beide Angeklagte. Die Untersuchung brachte heraus, daß jener „Schutzengel" einer der beaufsichtigenden Gendarmen war. Er wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Bergwerksarbeit in Sibirien begnadigt.

Die Strafen für die Gefangenen bestehen in Fortfall der Berechtigung, sich für eigenes Geld etwas anzuschaffen, Verbot des Rauchens, Entziehung der Bücher und endlich Einsperrung in eine ganz dunkle Zelle. Prügel kommen

nicht vor. Die Folter gehört erst recht ins Reich der Fabel. Sie wäre sonst wohl auch einmal bei einer der vielen Gerichtsverhandlungen, wo die Angeklagten oft recht frei sprachen, erwähnt worden. Kürzlich hatte ein Gefangener versucht, sich durch Hunger das Leben zu nehmen. Drei Wochen hielt er es aus, trotzdem ihm absichtlich wohlschmeckende Speisen in die Zelle gebracht wurden; schließlich konnte er der Versuchung nicht mehr widerstehen. Erkrankt ein Gefangener, so wird er in seiner Zelle durch einen vereidigten Arzt behandelt. Stirbt er, so schafft man den Leichnam in die Totenzelle; auch diese wird sorgfältig verschlossen und durch einen Posten bewacht. Folgenden Tages übernimmt die Ortspolizeibehörde den Toten gegen Quittung; er wird in der Nacht aus der Totenzelle abgeholt und auf einem außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhof begraben. Kein Kreuz, kein Stein darf seine Ruhestätte bezeichnen. Unweit jener Totenzelle befindet sich eine andere mit ähnlicher Bestimmung, in welcher die zum Tode Verurteilten die letzte Nacht zubringen. Diese Zelle ist sehr geräumig, da zwei Gendarmen den Todesanwärter in der letzten Nacht bewachen müssen. Die meisten nihilistischen Verbrecher gehen übrigens, wie ich mich bei vielen Hinrichtungen aus nächster Nähe überzeugen konnte, mit großer Ruhe dem Tode entgegen. Vor ihrem letzten Gang sollen sich die meisten ein Glas Thee fordern.

Über all dem traurigen Leben in der Trubetzkoi-Bastion, über den Gefangenen und dem Wärterpersonal steht ein Gendarmerieoberst, der ganz in diesem traurigen Dienst aufgeht. Seine Wohnung ist unmittelbar neben den Zellen; er verläßt fast niemals das Gefängnis, hat keine Familie, keine

Angehörigen, keine Freunde. Was außerhalb seines Berufes vorgeht, ist ihm völlig gleichgültig. Seine Strenge und Pflichttreue sind unerschütterlich; dennoch aber behandelt er die Gefangenen gut und ist vielleicht gegen die Wärter, namentlich die Gendarmen, rauher als gegen jene. Der Oberst war damals schon seit 15 Jahren an seiner Stelle. Er hat alle die Kaisermörder oder die an Mordversuchen gegen den Kaiser oder gegen hohe Staatsbeamte Beteiligten unter seiner Aufsicht gehabt, und mit untrüglichem Gedächtnis erinnert er sich jedes einzelnen. Ssolowjew, der 1879 viermal auf den Kaiser schoß, Kwjatkowski, der die Sprengung des Winterpalastes geleitet, Sheljabow, jener wilde Verschwörer, der Bombenwerfer Rysakow, die vornehmer Familie entstammende Kaisermörderin Perowskaja, alle die Verbrecher des 13. März 1881, sie gingen durch seine Hände. Alle nahmen, wenn es zum letzten Gang ging, vom Oberst Abschied und dankten für dessen persönliche Güte. Selbst der ehemalige Offizier Dubrowin, einer der Kaisermörder, der, im Gegensatz zu seinen Genossen, nicht still und mutig zum Galgen ging, sondern sich wütend gegen die Hinrichtung wehrte, Verwünschungen gegen den Zaren ausstoßend, verabschiedete sich, als er zur Hinrichtung nach Kronstadt abgeführt wurde, in Dankesworten von dem Oberst. Dieser ist auch stets Zeuge der Gespräche, welche in seltenen Fällen den Angeklagten mit ihren allernächsten Angehörigen gestattet werden. Er ist auch Zeuge des letzten gegenseitigen Abschieds derselben, der Schmerzenstränen der Mutter, die ihren Sohn nach Schlüsselburg,

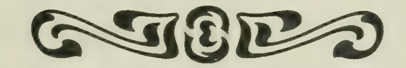
Sibirien oder an den Galgen gehen weiß, ihn in einem wie in dem andern Falle für immer verlierend.

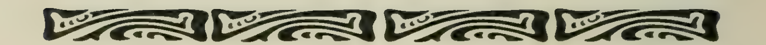
So lehrreich und fesselnd der Besuch der Trubetzkoi-Bastion für mich war, so atmete ich ordentlich erleichtert auf, als ich die düsteren Räume verließ.

Die Festungskirche ist jedermann zugänglich und darum wohl den meisten Besuchern Petersburgs bekannt. Als Gebäude ist sie ohne Wert; dagegen macht das Innere einen geradezu großartig düsteren Eindruck, namentlich bei Nacht, wenn sie nur durch die unter den Heiligenbildern brennenden ewigen Lampen matt erleuchtet ist. Die weißen Marmorsarkophage erheben sich gespensterhaft vom Fußboden, und wenn man zwischen ihnen wandelt, zieht die russische Geschichte im Geiste an einem vorüber. Wie wohl einen jeden die einsamen Särge des preußischen Soldatenkönigs und seines großen Sohnes in der Garnisonkirche zu Potsdam zu ernstem, geschichtlichem Nachdenken zwingen, so auch hier. Wer könnte gleichgültig vorübergehen an den Überresten Peters des Großen, einer Elisabeth und Katharina, der hingemordeten Peter III. und Paul, des Kaisers der Freiheitskriege Alexander I., des mächtigen Soldatenkaisers Nikolaus I., der dort neben seiner geliebten Gattin, der preußischen Prinzessin Charlotte, Schwester unseres Kaisers Wilhelm I., den ewigen Schlaf schlummert und dem das Herz brach, weil im Krimkriege sein Lieblingskind, das russische Heer, nicht den von ihm erhofften Erfolg errang. Gerade am Abend, wenn die Einbildung tätiger, muß man diese großartige Fürstengruft betrachten. Befremdend

erscheint es dann, wie zwischen den Sarkophagen dunkle Gestalten lautlos dahinhuschen. Es sind die Grabeswächter, welche die ganze Nacht über in der Kirche verbleiben.

Einen schönen Eindruck macht ein Gang rings um die Kirche. Da liegen die Gräber aller Befehlshaber der Festung, bewährte Generale und treue Diener, welche dort ihre einstigen Herren noch im Tode schützend umgeben.





Zwölftes Kapitel.

Wiederum im Lager.

Behandlung russischer Mannschaften. — Falsche Ansage beim Schießen. — Von 643 bis 1880. — Militärische Schärfe des Kaisers. — Ein glücklich versäumter Manövertag. — Manövermißverständnis und Stubenarrest. — Regimentsfeiertag. — Gedenken des Kaisers an St. Privat in Gegenwart des französischen Botschafters. — Politische Kundgebung. — Eine gestörte Beerdigung.

Inzwischen hatten wir wieder das Lager bei Kraßnoje Selo bezogen, und anstrengender Dienst begann. Zu meiner großen Freude schnitt ich bei der Kompagniebesichtigung vortrefflich ab. Fürst Obolenski erklärte, meine Kompagnie und noch eine andere hätten sich am besten gezeigt. Meine Mannschaften waren sehr glücklich, und ich empfand wohltuend, daß sie sich vor allem in meinem Namen freuten. In der russischen Garde werden die Leute sehr gut behandelt, aber, meines Erachtens, zu sehr über einen Kamm geschoren. Mein Hauptbestreben war, bei Unteroffizieren und Mannschaften das Ehrgefühl zu heben und jeden nach seiner persönlichen Eigenart auszubilden. Ein ganz einfacher Fall aus dem Dienstleben kann als Beispiel dienen, wie leicht sich der russische Soldat erziehen läßt. Mit

einem Mann der Kompagnie namens Scharapow war ich ganz besonders zufrieden. Durch eigene Selbstbeherrschung hatte er sich das Trinken abgewöhnt und führte sich so ausgezeichnet, daß ich ihn zum Gefreiten machte. Er schoß vortrefflich, und das Ziel seines Ehrgeizes war, in die beste Schießklasse versetzt zu werden. Bei der letzten entscheidenden Bedingung, in der es sich, seiner Meinung nach, um eine Kugel bei ihm handelte, war er sehr aufgeregt, schoß aber gut. Nun kam der letzte Schuß. Der Anzeiger zeigte deutlich 2 an (in diesem Fall, seiner Meinung nach, ungültig). Ich hatte den Kopf etwas abgewandt, sah aber Scheibe und Schützen genau von der Seite. Er wurde leichenblaß, meldete jedoch, mit sichtbarer Überwindung: „Scharapow 3!“ Ich sah, daß er wissentlich falsch meldete, ließ das Schießen sofort einstellen, wobei es sich herausstellte, daß er nur 2 geschossen. Vor allen Mannschaften bestrafte ich ihn wegen falschen Ansagens mit drei Tagen strengem Arrest. Er, der sich seit fast zwei Jahren, seitdem er sich das Trinken abgewöhnt, musterhaft geführt und nie bestraft worden war, wurde über die Schande des Arrestes und über die Nichtversetzung in die beste Schießklasse leichenblaß, trat aber stramm in die Front zurück. Bald sah ich, wie sich seine Augen mit Tränen füllten. Ich ließ kurze Zeit vergehen, trat dann an ihn heran und fragte, so daß die anderen es hörten: „Scharapow! ich weiß, Du warst bisher immer ein ehrliebender Soldat und ich möchte Dich gern noch länger für einen solchen halten; darum sprich die Wahrheit. Hast Du wissentlich falsch angesagt?“ „Zu Befehlen, ja; ich wußte, daß ich nur 2 geschossen.“ „Du hast Dein Unrecht sofort offen eingestanden,

das rechne ich Dir hoch an. Deine Strafe wirst Du antreten; aber meine gute Meinung über Dich bleibt dieselbe. Im übrigen beglückwünsche ich Dich mit der Versetzung in die beste Schießklasse. Du durftest bei jener Bedingung eine 2 schießen." Er strahlte geradezu vor Freude und alle anderen mit. Nachdem er aus dem Arrest entlassen, tat er alles, was er mir nur an den Augen absehen konnte. Sowie auf einem Marsche ein längerer Halt war, suchte er mir einen Sitzplatz aus, legte seinen gerollten Mantel unter, ein anderer brachte mir Trinkwasser, kurzum, alles bemühte sich zunächst um mich.

Der Sommer 1880 war ein ungewöhnlich heißer und darum die Übungen besonders anstrengend. Eines Nachmittags kam ich von einer solchen sehr ermüdet zurück und hatte es mir eben zum Ausruhen bequem gemacht, als man anklopft. Herein tritt ein mir sehr lieber Bekannter vom Regiment mit dem deutschen Doppelnamen Baron R. v. T., der, beiläufig bemerkt, an der anstrengenden Übung nicht teilgenommen, eine lange Rolle in der Hand. Er hatte mich früher einmal gebeten, mich darum zu bemühen, daß seine Familie im Gothaischen Freiherrnkalender Aufnahme fände, obwohl ich damals mit dem Verlag der Gothaischen Taschenbücher noch nicht die geringsten Beziehungen hatte. Es war auch dieses wieder eines der vielen an mich gestellten Ansinnen, deren ich schon früher erwähnte. „Bitte, bleiben Sie liegen" — rief er mir zu — „ich habe jetzt meine Familienforschungen beendet und werde sie Ihnen kurz vortragen." Dabei entrollte er einen langen Stammbaum. „Die Geschichte unserer Familie beginnt tatsächlich und nachweisbar 643!" Ich hatte

also, so müde wie ich war, zwölf Jahrhunderte zu durchleben. Mit größter Liebenswürdigkeit gelangte ich bis zu den Kreuzzügen, bei welchen Cuno R. v. T. einer der Ratgeber Gottfrieds von Bouillon gewesen sein sollte. Aber länger konnte ich meine Müdigkeit nicht verbergen. Als ich nun einen R. v. T., der Hofmeister bei Rudolf von Habsburg gewesen, mit dem Großvater des Vorlesers verwechselte, merkte letzterer, daß er von mir denn doch zu viel verlange, und verließ mich, mir seine Familienpapiere anvertrauend. Der Freiherrnkalender nahm die Familie nicht auf.

Der Kaiser wohnte in diesem Jahre den Übungen weit häufiger und eingehender bei, wie im Vorjahre, und konnte unter Umständen recht scharf werden. Nach der alljährlichen großen Truppenschau vereinigte er wie gewöhnlich die Generale zur Besprechung und zeigte sich diesmal höchst ungehalten teils über die Haltung einiger Gardetruppenteile, namentlich aber über den Anzug. Dem Kommandeur der einen Garde-Kavallerie-Division, einem seiner Generaladjutanten, sagte er große Unannehmlichkeiten in schärfsten Ausdrücken. Schließlich reichte er, wie sonst üblich, weder dem Befehlshaber des Gardekorps, dem Großfürsten-Thronfolger, noch den Divisionskommandeuren der Garde, von denen der eine sein zweiter Sohn Großfürst Wladimir war, die Hand, sondern nur dem Kommandeur der Linien-Division, einem bescheidenen kleinen General, der gar nicht wußte, wie er zu dieser alleinigen Ehre kam.

So nahte denn der Regimentsfeiertag, der 18. August n. St. heran, der bei Roptscha gefeiert werden sollte.

Es ist dieses ein wunderschönes, in Waldeseinsamkeit gelegenes kaiserliches Lustschloß. In ihm wurde Peter III. ermordet, Gemahl Katharinas II. Der Kaiser hatte dort sein Hauptquartier aufgeschlagen. Nach sehr anstrengenden Übungstagen — manchmal kamen wir erst gegen 10 Uhr abends ins Biwak — bezogen wir am 16. August ein solches unmittelbar am Schloßpark. Für den folgenden Tag war für uns Ruhe angesagt, der Vorarbeiten für den kommenden Feiertag wegen; doch standen wir schon frühzeitig unter den Linden des Parkweges, den Kaiser zu begrüßen, der sich nach dem Übungsfelde begab, um selbst die oberste Leitung zu übernehmen. Er grüßte uns freundlich, aber sichtbar überrascht, und fragte Fürst Obolenski: „Wie kommt es, daß ich das Regiment hier finde und nicht auf dem Manöverfelde?" Fürst Obolenski entgegnete, der Detachementsführer Großfürst Wladimir habe dem Regiment, der Vorbereitungen für den morgenden Festtag wegen, Ruhe gegönnt. „Das ist nicht richtig" — entgegnete der Kaiser — „denn ich habe gestern Abend den Detachementsbefehl meines Sohnes gelesen, und nach diesem müßte jetzt bereits das Regiment zehn Werst von hier stehen, um das Dorf Gorki zu befestigen!" — Große Verlegenheit! Das Ergebnis war, daß dieser neue Befehl dem Regiment, glücklicherweise ohne irgendwie dessen Schuld, nicht zugegangen war. Die streng geführte Untersuchung ergab mehrere Schuldige vom Generalstabe und der Adjutantur, die alle, nach Schluß der Herbstübungen, sich einiger Tage stiller Zurückgezogenheit in ihrer Wohnung erfreuten. Wir aber waren sehr froh, einen Manövertag geschwänzt zu haben.

Am Vormittag des 18. August fand im Park vor dem Schloß Gottesdienst statt, dem der Kaiser, alle Großfürsten und Großfürstinnen beiwohnten. Letztere trugen vom Offizierkorps geschenkte prachtvolle Blumensträuße mit breiten roten Sammetschleifen, auf denen in Gold die Stickerei unserer Kragen angebracht war. Die schöne Großfürstin Wladimir, geborene Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, trug auch auf dem rotsammetnen Kragen die Offiziersstickerei der Preobrashenzen. Gelegentlich des Gottesdienstes wurde eine Messe für alle bisherigen verstorbenen Chefs des Regiments gelesen, und da dies alle Kaiser und regierenden Kaiserinnen gewesen, so wurde auch Peter III. genannt. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, daß man hierbei das Zimmer sehen konnte, in welchem er gewaltsamen Tod gefunden. Alle Botschafter und Militärbevollmächtigten wohnten dieser Feier bei. Ihr folgte ein Vorbeimarsch, worauf sich das Regiment in sein, nur wenige Schritte entferntes Biwak begab. Einige Minuten später erschien dort der Kaiser mit allen den vorgenannten Persönlichkeiten.

Ein Zufall wollte es, daß ich Offizier vom Lagerdienst war. Als solcher mußte ich dem Kaiser entgegengehen und ihm die Meldung abstatten: „Eure Kaiserliche Majestät! Beim Leib-Garde-Regiment Preobrashenski ist alles in Ordnung." Der Kaiser hörte sich die Meldung an und sagte dann mit lauter Stimme auf deutsch zu mir: „Ich weiß sehr wohl, daß heute in doppelter Beziehung ein Festtag für Sie ist. Sie haben gewiß schon an den blutigen Tag von St. Privat zurückgedacht?" Dabei reichte er mir zum Erstaunen aller die Hand, was er sonst nur hochgestellten Generalen gegenüber

tat. Hierauf fragte er nach den Verlusten des 1. Garde-Regiments bei St. Privat und wiederholte die von mir genannten Zahlen auf französisch den hinter ihm stehenden Botschaftern, unter denen sich auch General Chanzy befand, und noch einmal auf russisch halb zu sich selbst, halb zu den Offizieren. Dann fügte er auf französisch hinzu: „Welch glorreiches Regiment!“ Allgemein war das Erstaunen. Man fragte sich gegenseitig unter den fremdländischen Offizieren, wer jener Offizier sei, dem solche gnädige Berücksichtigung durch den Kaiser zu teil würde. Ich wurde nun von meinen Regimentskameraden mit Vorwürfen bestürmt, daß ich dem Kaiser nicht die Hand geküßt hätte, als er mir die seinige gereicht, worauf ich als Entschuldigung meine Unkenntnis anführte, und das Beispiel Kaiser Wilhelms I., der es nicht liebte, wenn man ihm die Hand küßte. Man dürfe auch nicht die Hand küssen, meinten einige, sondern sich nur wie zum Kuß über seine Schulter beugen, da man nicht berufen sei, die Hand zu küssen, welche das mächtige russische Reich regiere. Ich sagte zu, mich vorkommendenfalls nach russischer Sitte zu benehmen, worauf man mir versicherte, ein solcher Fall würde sobald nicht wieder eintreten.

Wenige Stunden später fand Essen beim Kaiser statt, welches in mehreren Sälen gereicht wurde. Dem Kaiser gegenüber saß der österreich-ungarische Botschafter, da zugleich auch der Geburtstag des Kaisers Franz Joseph gefeiert wurde. General Chanzy saß dem Kaiser schräg gegenüber. Plötzlich überbrachte mir in meinem ziemlich weit entfernt gelegenen Saal ein Flügeladjutant den Befehl: „Seine Majestät befiehlt Sie zu sich.“ Auch sagte er mir, ich solle

mein Champagnerglas mitbringen. Nach dem Auftritt von heute morgen erregte es Aufsehen, als ich, dem Flügeladjutant folgend, auf den Platz des Kaisers zuschritt. Sowie er mich sah, reichte er mir nochmals die Hand, erhob sein Glas zu mir und sagte: „Graf Pfeil! Auf das 1. Garde-Regiment!" Gleich darauf, noch bevor ich entlassen, rief er dem preußischen Militärbevollmächtigten, Generaladjutant v. Werder, ihm gleichfalls zutrinkend und freundlich zunickend: „Werder!" zu. Über diesen Vorfall spielte der Draht, wie man mir bald darauf von zuständigster Seite sagte, nach allen Ministerien des Auswärtigen, denn offenbar war dieses so offenkundig gezeigte Wohlwollen einem früheren preußischen Offizier gegenüber die Betonung einer großen französischen Niederlage vor dem französischen Botschafter, ein Zeichen der unzufriedenen Stimmung, in welcher sich der Kaiser immer noch Frankreich gegenüber wegen der Nichtauslieferung des Nihilisten Hartmann befand. Im Regiment wurde diese Bevorzugung des „Prußak" mit geteilten Gefühlen aufgefaßt, was ich übrigens sehr natürlich fand.

Wenige Tage später waren die Herbstübungen zu Ende und wir kehrten nach Petersburg zurück, wo ich bald darauf aus merkwürdiger Veranlassung erkrankte. Ich war mit vielen anderen Offizieren zur Beerdigung eines alten Generals Iwanow befehligt. Im Begriff, mich an Ort und Stelle zu begeben, erhielt ich die Benachrichtigung, die Beerdigung sei aufgehoben, weil — der Sarg und teilweise auch die Leiche verbrannt seien! Diese stand aufgebahrt im Wohnzimmer des Verstorbenen im offenen Sarge, umgeben

von vier großen, brennenden Kerzen. Wie üblich blieb in der Nacht ein Priester bei ihr, um Gebete zu verlesen. Er zog es aber vor, sich des frühen Morgens in ein anderes Zimmer zu setzen und einzuschlafen. Die Lichter waren inzwischen heruntergebrannt und hatten die Bekleidung des Sarges, dann die der Leiche angesteckt. Nur durch Zufall wurde das Feuer entdeckt. Die Beerdigung des Generals mußte nun, eines neuen Sarges wegen, verschoben werden und fand, da folgenden Tages ein Sonntag war, an dem Beerdigungen nicht stattfinden dürfen, erst über 48 Stunden nach jenem Vorfalle statt. Ich mußte mit einem Offizier unmittelbar hinter dem Sarge, auf dem Leichenwagen selbst, an dessen Stangen stehen. Der Sarg schloß wohl nicht gut, die Hitze war groß und durch die verspätete Beerdigung roch die Leiche geradezu entsetzlich; bei dem Schüttern des sich langsam auf dem Pflaster bewegenden Wagens war dies doppelt bemerkbar. Ich fühlte mich jeden Augenblick einer Ohnmacht nahe, desgleichen mein Kamerad. Kaum vom Leichenwagen herunter, stürzte ich mit allen Gefühlen der Seekrankheit in das nächstgelegene Haus, wo eine gutmütige alte Frau höchst erschrocken und erstaunt darüber zusah, daß ein Offizier in voller Paradeuniform sich gerade in ihrem Hausflur so erleichtere. Unmittelbar darauf wurde ich aber recht ernstlich krank.



Dreizehntes Kapitel.

Russlands Kriegserfolge in Asien.

1881. — Siegesfeier für Geok-Tepe. — Opfermut eines russischen Soldaten. — Skobelew und die Asiaten. — Tekinzenführer als russische Offiziere. — Großfürst Sergei Alexandrowitsch. — Letzte Meldung bei Kaiser Alexander II.

Von einem mehrmonatlichen Urlaub in Deutschland zurück, kam ich im Januar 1881 gerade zur Siegesfeier für Geok-Tepe zurecht, die in Petersburg großen Jubel hervorrief. Der Erfolg ausgezeichneter Leitung und Führung durch Skobelew, wie russischer Tapferkeit, dem kriegerischen turkmenischen Volksstamm gegenüber, war ein wirklich großer. Die Turkmenen verteidigten die ihrer Ansicht nach uneinnehmbare Festung, in welcher sie den ganzen Reichtum des Landes angehäuft, in heldenmütigster Weise durch fortwährende nächtliche Angriffe. Die Russen waren in ihren Laufgräben auch nicht einen Augenblick in Sicherheit. Hierbei möchte ich ein Beispiel russischen Opfermutes anführen, nicht vereinzelt dastehend in den russischen Kämpfen gegen kriegerische asiatische Völkerschaften. Bei einem der nächtlichen Überfälle war es den Tekinzen gelungen, zwei

russische Feldgeschütze mit gefüllten Protzen zu erobern und einen der Bedienungsmannschaften gefangen zu nehmen. Sie verlangten von ihm, er solle sie in der Bedienung der Geschütze unterrichten, da sie selbst keine besaßen. Er weigerte sich, wollte nicht auf seine eigenen Kameraden schießen. Da drohten sie, ihm die Haut vom Leibe abzureißen, und führten dies bei seiner beständigen Weigerung auch wirklich aus. Er starb unter den furchtbarsten Qualen, seinem Eide getreu.

In Rußland ist die schöne Sitte, daß ganz besondere Heldentaten von Mannschaften auf eine eigenartige Weise verewigt werden. Wenn der Feldwebel abends nach Zapfenstreich die Namen aufruft, so wird in der Kompagnie, in welcher ein so heldenhafter Mann dereinst gestanden, zuerst dessen Name gerufen, und der rechte Flügelmann antwortet: „Starb für Zar und Vaterland.“ Eine solche Ehrung wird aber nur in ganz seltenen Fällen gewährt. Aus den Kaukasuskämpfen sind einige solcher Beispiele.

Skobelew war ein Feldherr, der es verstand, mit Asiaten umzugehen; hatte er doch auch seine ersten Erfolge in den vielen mittelasiatischen Kriegen Anfang der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts errungen. Man fürchtete und verehrte ihn dort. Er kannte den hinterlistigen Charakter seiner Gegner, deren Unzuverlässigkeit bei geschlossenen Verträgen, wie auch, daß Großmut bei ihnen als Zeichen von Schwäche galt. Rücksichtslos, ja grausam ging er vor, bis sich der Feind auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, und meistens erfolgte die Ungnade.

So gab er nach dem Sturme auf Geok-Tepe die Stadt für drei Tage der Plünderung preis, wohl

auch als Strafe für die vielen durch die Tekinzen verübten Grausamkeiten. Die Verfolgung wurde so lange fortgesetzt, bis niemand mehr zu verfolgen war; eine mit Leichen bedeckte Straße zeigte den Weg, den sie genommen; Gefangene wurden nicht gemacht. In Geok-Tepe wurden große Reichtümer, namentlich an Gold- und Silbersachen, Teppichen und Stickereien erbeutet. Als aber die drei Tage der Plünderung um waren, ging Skobelew mit großer Strenge gegen Unbotmäßigkeit seiner Krieger vor. So ließ er einen Soldaten, den er einige Stunden später beim Plündern traf, sofort an Ort und Stelle erschießen, in Gegenwart der Einwohner und vieler Mannschaften. Sogleich wurden geordnete Verhältnisse geschaffen, unter Heranziehung der Bewohner. Letztere begriffen bald, daß sie nun nichts mehr zu fürchten hatten und unter Skobelews Schutz sicher waren. Die Folge war, daß sich die Turkmenen von Merw, gegen die gar kein Krieg geführt wurde, von selbst ergaben, wodurch Rußland ein ungeheurer Länderbesitz zufiel.

Ich sah im folgenden Jahre mehrere Turkmenenführer im Lager bei Kraßnoje Selo; wilde, verwegene Gestalten. Kaiser Alexander III. hatte sie alle auf Skobelews Vorschlag zu Fähnrichen (niedrigster Offiziersrang) der russischen Miliz ernannt, und sie trugen deren Abzeichen. Einer unserer nunmehrigen „Kameraden“ war ein durch seine Wildheit und Grausamkeit gefürchteter Räuberhauptmann an der persischen Grenze gewesen; das hatte jetzt nun natürlich aufgehört. Er war eigentlich eine schöne Erscheinung, nur daß sein Gesicht mit Pockennarben übersäet war. Wir ließen uns seinen Yatagan zeigen, und er erklärte uns, indem er denselben

längs des Halses zog, lachend, mit bezeichnenden Bewegungen, daß er schon Unzähligen den Hals abgeschnitten habe.

Die Siegesfeier wurde in Petersburg durch einen Empfang im Winterpalast und auch sonst festlich begangen, wobei Kaiser Alexander II. in sichtbar freudiger Stimmung erschien. Allgemein gefeiert wurde bei dieser Gelegenheit Skobelews schöne Schwester, Gräfin Beauharnais, vermählt an den Herzog Eugen von Leuchtenberg, einen Schwestersohn des Kaisers. Ihre echt russische Schönheit wurde noch gehoben durch eine geradezu ausgesucht kostbare Kleidung. Ich sehe sie noch vor mir, in weißem Atlaskleide mit hellblau in Silber gesticktem Sammetüberwurf, den Hals geschmückt mit mehreren Reihen größter Perlen, auf dem Haupt einen Brillantschmuck. Wenn sie auch nicht zur kaiserlichen Familie gehörte, so hielt sie sich doch immer in deren nächster Nähe auf, und als der kaiserliche Zug, nach beendetem Gottesdienst, zum zweitenmal die Säle durchschritt, führte sie Prinz Albert von Sachsen-Altenburg. Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß die Skobelews einem ganz unbedeutenden russischen Kleinadel entstammen. Wegen der Abstammung der Leuchtenbergs vom Stiefsohn Napoleons I., Eugen Beauharnais, hatte Fräulein Skobelew bei ihrer Vermählung diesen Namen erhalten. Unter Kaiser Alexander III. wurde sie Herzogin von Leuchtenberg. Sie war eine der vielbesprochensten Erscheinungen am russischen Hofe wie an der Riviera.

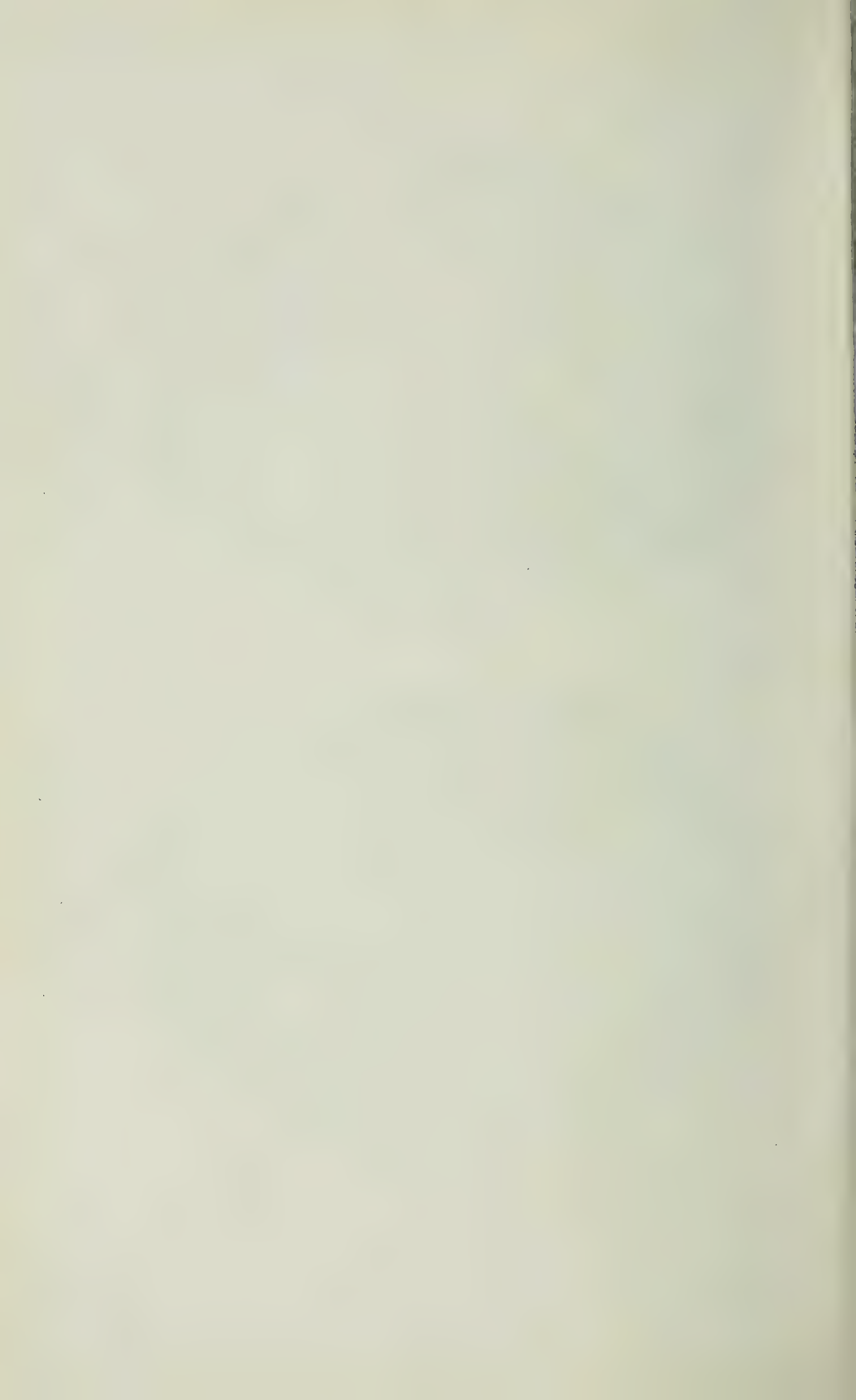
In der russischen Garde befindet sich das „Leib-Garde-



Gurko,
General der Kavallerie, Generaladjutant.



Skobelew,
Generalleutnant, Generaladjutant.



Schützen-Bataillon der Kaiserlichen Familie", dem jeder Großfürst angehört. Kaiser Alexander II. hielt aber darauf, jeden seiner Nachkommen auch im Preobrashenskischen Regiment eintreten zu lassen, dem auch zuvor die meisten Mitglieder des Herrscherhauses angehörten. Im Januar 1881 wurde sein vierter Sohn, Großfürst Sergei Alexandrowitsch, zum Kommandeur unseres I. Bataillons ernannt und trat sofort zum Offizierkorps in viel nähere Beziehungen als die vor ihm dienenden Großfürsten, welche auch weit kürzere Zeit als er in der Front verblieben. Er fühlte und gab sich völlig als Mitglied des Offizierkorps, in dessen Reihen er über zehn Jahre verblieb, fünf bis sechs Jahre als Regimentskommandeur. Durch diesen Umstand trat das altberühmte Regiment dem Kaiserhause noch näher als bisher, namentlich später unter Kaiser Alexander III.

Bei letzterem, damals Thronfolger und Befehlshaber des Gardekorps, wurde ich anläßlich meiner Rückkehr vom Urlaub zur Meldung befohlen, wobei er sich in freundlichster Weise lange mit mir unterhielt, namentlich meine Familienverhältnisse betreffend. Von irgend welcher Rauheit seines Wesens, deren die ausländische Presse so oft erwähnte, habe ich niemals etwas bemerkt, desto mehr eine ausgesprochene Herzensgüte. Auch zum Kaiser wurde ich zur Meldung befohlen, und zwar im Winterpalast, da die Wachtparade, bei der sonst die Meldungen stattfanden, öfters ausfiel. Man wußte damals bereits von einem geplanten Mordanschlag und hielt den Kaiser unter allerlei Vorwänden, sehr gegen dessen Willen, vom Besuch der Wachtparade zurück. Daß ich

eines einfachen Urlaubs wegen zur Meldung beim Kaiser befohlen wurde, und zwar in den Winterpalast, in welchem damals nur Meldungen bis einschließlich Generalleutnant angenommen wurden, mußte ich als persönliche Auszeichnung ansehen. Er war, wie stets, außerordentlich gütig mit mir, redete mich deutsch an und sprach weit länger mit mir als mit allen anderen.

Es war zum letztenmal, daß ich seine Stimme vernahm.



Vierzehntes Kapitel.

Die Einleitung zum Kaisermord.

Eingriff der Nihilisten in Rußlands Geschichte. — Verfassung. — Betrachtungen über das Verbrechen vom 13. März. — Teuflische Berechnung seiner Ausführung. — Die Sprengbomben. — Eigenartige Nachsuchung nach einer Mine. — Sheljabow festgenommen; die Perowskaja übernimmt die Leitung des Verbrechens.

Es nahte jener Trauertag in der russischen Geschichte, der einem der edelsten Fürsten, die auf Rußlands Thron gesessen, furchtbaren Tod bringen und ihm neben dem Namen Zar-Befreier auch den des Zar-Märtyrer geben sollte.

Endlich sollte es den nihilistischen Übeltätern gelingen, das von ihnen so oft versuchte Verbrechen wirklich zu vollbringen und dadurch einen unberechenbaren Abschnitt in Rußlands Geschichte herbeizuführen. Es ist, wie schon früher erwähnt, eine zweifellos geschichtliche Tatsache, daß Kaiser Alexander II., beraten durch Graf Loris-Melikow, seinem Reiche eine Verfassung gegeben hatte. Sie war vom 1./13. März 1881 — dem Todestage — datiert; da dieser aber ein Sonntag war, so sollte sie am Montag im „Regierungsboten" veröffentlicht werden. Ich lasse die Frage völlig beiseite, ob eine Verfassung für das

europäische Rußland -- nur für dieses war sie bestimmt — ein Segen gewesen, auch ob alle Teile des Reiches reif für dieselbe waren. Aber als Geschichtschreiber muß man sich unwillkürlich die Frage vorlegen, wie sich die neueste russische Geschichte gestaltet haben würde, wenn nicht von Verbrecherhand in sie eingegriffen worden wäre. Der Kaiser war, am Tage seiner Ermordung, nicht ganz 63 Jahr und, abgesehen von einem asthmatischen Leiden, ein gesunder Mann. Sein Nachfolger starb 13 Jahre nach ihm; er wäre also damals 76 Jahre alt gewesen; immerhin ein nicht so außergewöhnliches Alter. In dieser Zeit hätte Rußland, sicherlich nicht ohne anfängliche innere Schwierigkeiten, begonnen, sich in den Verfassungsstaat einzuleben, und in diesem wäre dem Kaiser sein Enkel Nikolaus II., der jetzt als Selbstherrscher regierende Kaiser, gefolgt. Aber selbst wenn Kaiser Alexander III. seinen nicht hingemordeten Vater überlebt hätte, so wäre er, dieser ausgesprochene Selbstherrscher, kaum im stande gewesen, eine bereits gegebene und schon mehrere Jahre bestehende Verfassung aufzuheben. Auf jeden Fall wäre die innere Lage Rußlands eine ganz andere geworden und dies nicht ohne Einfluß auf die äußere Staatskunst geblieben.

Abgesehen von seiner traurigen geschichtlichen Bedeutung ist aber das Verbrechen des 13. März 1881 auch in jeder anderen Beziehung allein dastehend; nicht nur in der berechneten Schändlichkeit seiner Ausführung, sondern daß es überhaupt zu stande kam, trotzdem mehrere Tage zuvor der Mordanschlag durch Goldenberg verraten und der Leiter des ganzen Planes, Sheljabow, festgenommen

war. Ja noch mehr! Wir werden später sehen, daß vielleicht gerade der letztere Umstand dazu beigetragen hat, das Verbrechen gelingen zu lassen.

Sechs Mordversuche gegen den Kaiser waren nunmehr mißlungen. Das „Exekutivkomitee" oder, besser gesagt, der nihilistische Diktator Sheljabow besorgte, die nihilistische Partei würde in ihrer geheimnisvollen, auf Schrecken gegründeten Macht geschädigt werden. Hatte ihr doch der mißlungene Versuch im Winterpalast, der so vielen Mannschaften, Söhnen des Volkes, Leben und Gesundheit gekostet, viele Anhänger entzogen. Er beschloß nunmehr das Verbrechen so zu planen, daß ein Mißlingen ausgeschlossen war. Es mußte dem Kaiser aus nächster Nähe mit Bomben entgegengetreten werden. Doch konnte dies nur an einem Tage und zu einer Stunde geschehen, zu der man wußte, daß der Kaiser an dem und dem bestimmten Orte im Freien sein werde. Der einzige in solcher Art voraussehbare Tag war der Sonntag, an welchem der Kaiser in der Michaelsmanege die Wachtparade abnahm. Er hatte dies bisher regelmäßig getan; in der letzten Zeit jedoch waren mehrere Sonntage ausgefallen, da der Kaiser drohender nihilistischer Anschläge wegen von seiner Umgebung vom Besuch dieses kriegerischen Schauspiels zurückgehalten worden war. Bei den Verbindungen jedoch, die die Nihilisten in allen Kreisen hatten, wußten sie, daß der Kaiser sich doch noch entschließen werde, wieder die Parade zu besuchen. Hierbei war der Verlauf seiner Rückfahrt immer gleichbleibend und somit im voraus zu berechnen. Er fuhr stets von der Manege aus nach dem unweit derselben gelegenen Schloß der von ihm sehr verehrten alten Groß-

fürstin Katharina Michailowna, Witwe des Herzogs Georg von Mecklenburg, frühstückte dort, was etwa eine kleine Stunde dauerte, und kehrte dann nach dem Winterpalast zurück. Hierbei benutzte er zwei Wege; entweder längs des Katharinen-Kanals durch die Millionnaja, oder durch die kleine Shadowaja (Gartenstraße) über den Newski-Prospekt. Der letztere Weg wurde am häufigsten gewählt.

Sheljabow und die Perowskaja beschlossen, beide Wege zur Todesstätte vorzubereiten. Am Katharinen-Kanal waren verschiedene Persönlichkeiten mit Bomben aufzustellen. In der Shadowaja wurde eine Mine gegraben, durch deren Sprengung der kaiserliche Wagen in die Luft geflogen wäre. Für den Fall jedoch, daß die Mine versagte, waren auch dort Bombenwerfer aufgestellt. Wie viele Bombenwerfer am entscheidenden Tage wirklich erschienen waren, ist nie mit Sicherheit ermittelt worden, da Sheljabow und die Perowskaja nichts verrieten und die anderen Verbrecher nichts genaues wußten. Aus polizeilicher Quelle wurde mir gesagt, daß es mindestens dreißig gewesen seien. Es ist bezeichnend, daß als Bombenwerfer nur Nihilisten untergeordneten Grades verwendet wurden, während die Wichtigeren ausschließlich die Leitung in die Hand nahmen.

Nachdem das Verbrechen in dieser teuflischen Weise geplant war, bedurfte es mehrerer Wochen zur Ausführung, denn die Anfertigung der Bomben und der Mine nahm Zeit in Anspruch. Die Bomben, Meisterwerke in ihrer Art, waren die Erfindung eines Chemikers Kibaltschisch, der sich der Partei angeschlossen. Er war ein hervorragend begabter

Mensch, der sich bereits durch allerlei Erfindungen einen Namen in seinem Fach gemacht. In der Anfertigung half ihm ein Marineoffizier Schuchanow, den einige Wochen später wie seine Genossen sein gerechtes Schicksal erreichte. Als Sprengstoff wählte Kibaltschisch flüssiges Nitroglycerin; den aus Weißblech gefertigten Bomben gab er die Form eines Cylinders von etwa 25 cm Länge und 8 cm Durchmesser, eine Größe, welche genügte, so viel Sprengstoff aufzunehmen, daß damit ein Dutzend Menschen umgebracht werden konnte, und welche doch wieder ein Verbergen der Wurfgeschosse in den Röcken der Verschworenen gestattete. Inmitten dieser Büchsen befanden sich zwei dünne Glasröhren, die eine senkrecht, die andere wagerecht angebracht, so daß sie ein Kreuz bildeten. Die hohlen Röhren waren zur Hälfte mit einem chemischen Erzeugnis gefüllt, welches, mit Nitroglycerin vermischt, dieses zur Sprengung bringen mußte. Warf man nun eine dieser gefüllten Büchsen heftig zu Boden, so mußte auf jeden Fall wenigstens eine der dünnen Glasröhren platzen, ganz einerlei, ob das Geschoß mit der langen Seite oder mit der Kante aufschlug, und damit war die Sprengung bewerkstelligt. Ehe man sich aber entschloß, die Bomben zu benutzen, wurden mit ihnen Proben angestellt. Die Eingeweihten fuhren eine Strecke mit der Bahn in unbewohnte Gegenden, und dort, meist im Walde, wurden die genauesten Prüfungen auf Sicherheit der Sprengung und deren Kraft angestellt. Nach der Tiefe und Breite der Trichter berechnete man die ungefähre Kraftleistung des Sprengöls. Zahlreiche Bomben wurden so an verschiedenen Stellen verbraucht; nie versagte eine.

Da ging man denn an die Herstellung einer größeren Zahl. Diese fand im sogenannten Verschwörerquartier, in der Wohnung einer Jüdin Jeße Helfmann statt, die als Besucherin des Hebammenunterrichts sich der nihilistischen Bewegung angeschlossen hatte. Die Helfmann vermietete angeblich möblierte Zimmer, selbstverständlich aber nur an ihr empfohlene Leute, so daß stets eine Anzahl zuverlässiger Gesinnungsgenossen bei ihr zu treffen war. Sheljabow wohnte gelegentlich seiner häufigen Besuche in Petersburg fast immer bei der Helfmann, nur diesmal nicht.

Ist es schon ein Wunder, daß dieses Verschwörernest nicht rechtzeitig von der Polizei entdeckt wurde, so gilt dies noch in erhöhtem Maßstabe von der Anfertigung der Mine in der kleinen Shadowaja. Diese ist zu kennzeichnend und lehrreich, um sie nicht genau zu schildern. Im Februar 1881 mietete ein sich Kobosew nennendes Ehepaar — in Wahrheit war der Mann ein Edelmann Bogdanowitsch — in einem Hause in der kleinen Shadowaja, unweit von der Ecke des Newski-Prospektes eine Kellerwohnung, um eine Käse- und Butterhandlung einzurichten. Dem Haushälter fiel jenes Ehepaar bald auf, denn es zeigte sich ganz anders als sonstige einfache russische Butterhändler. Mann und Frau verkehrten viel des Nachts außer dem Hause. Der Mann sah aber nicht aus wie ein russischer Bauer, und ganz besonders beunruhigte den braven Haushälter, daß die Frau Stiefeletten mit hohen Absätzen trug und Cigaretten rauchte. Das tut keine russische Bäuerin. Die Haushälter sind in Rußland gewissermaßen der Polizei unterstellt, und

so hielt dieser es für seine Pflicht, jener seine Beobachtungen zu melden. Es erfolgte zunächst nichts darauf. Als aber, durch die Angaben Goldenbergs, zur Kenntnis des Stadthauptmanns kam, daß in jener Straße eine Mine gelegt werden sollte, beschloß man, doch nähere Schritte zu tun, obgleich man damals Goldenbergs Aussagen keinen rechten Glauben schenkte. Ein in den Sechzigern stehender General der Ingenieure, Mrowinski, wurde beauftragt, alle Kellerwohnungen in der sehr kurzen kleinen Gartenstraße genau auf etwaige Minen zu untersuchen. Infolge der Aussage jenes Haushälters wurde er besonders auf den Käseladen Kobosew aufmerksam gemacht. Der General, ein gebrechlicher, etwas ängstlicher Herr, begab sich, von einigen Untergebenen begleitet, dorthin. Das Ehepaar Kobosew empfing ihn; der Mann erriet sofort den Zweck des Besuches und schickte seine Frau mit einem bezeichnenden Blick nach dem Keller; dann sah er dem alten Herrn sehr entschlossen ins Auge. Dieser fühlte, was ihm, falls er etwas „entdeckte", bevorstand, d. h. daß er mit seinen Untergebenen in die Luft fliegen würde, und zog es vor, sich zurückzuziehen. Um sich nicht bloßzustellen, meldete er, die sorgfältigste Untersuchung habe nichts Verdächtiges ergeben. Die Polizeibehörde beruhigte sich bei dieser Meldung, und die Mine blieb unentdeckt. Man fand sie erst nach der Ermordung des Kaisers, nachdem das angebliche Ehepaar Kobosew die Flucht ergriffen. Das dort beschlagnahmte Dynamit hätte nach dem Urteil von Sachverständigen, wie solches bei den späteren Gerichtsverhandlungen bekannt gegeben wurde, genügt, um die Straße in ihrer ganzen Breite in die Luft zu sprengen und

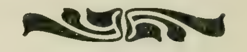
die nebenstehenden Häuser zu erschüttern, wenn nicht zum Fall zu bringen. In der unter der Straße befindlichen Galerie wurde etwa ein Zentner sogenanntes schwarzes Dynamit vorgefunden. Die Legung der Mine sowie der Zündung war überaus kunstgerecht. Über welche Mittel die Verschworenen verfügten, bringen die Aussagen der früheren Wirte der angeblichen Kobosews, völlig unbescholtener Leute, nennenswerte Angaben. Nach diesen hätten immer viele Hundertrubelscheine auf dem Tisch gelegen, die sie erst gar nicht einschlossen. Der wahre Kobosew, ein braver Kleinbürger aus Woronesh, der sich niemals etwas gegen die Gesetze hatte zu schulden kommen lassen, war sehr erstaunt, als er plötzlich eingesperrt wurde unter dem Verdacht, seinen Paß an den falschen Namensvetter ausgeliefert zu haben. Zum Glück erwies sich bald seine Unschuld. General Mrowinski wurde für seine Handlung mit Verbannung nach Sibirien bestraft. Seine Tochter nahm den Namen Mrawina an und wurde eine durch Schönheit und Kunst gleich berühmte Schauspielerin.

Wie bereits erwähnt, war Sheljabow am 10. März auf die Angaben Goldenbergs hin verhaftet worden. Die Verschworenen wußten zunächst nichts davon und merkten es erst dadurch, daß er nicht zur verabredeten Stunde in dem Verschwörerquartier erschien. Bei ihren Verbindungen gelang es ihnen aber bald, näheres zu erfahren. Unter den in jenem Quartier Anwesenden entstand Furcht und Verwirrung; man wollte die Sache vorläufig aufgeben oder verschieben, da das Haupt gefangen sei. Da erhob sich die 27jährige Perowskaja

zu zündender Rede, schalt die Zaudernden Feiglinge und erklärte, sie allein sei mit allen beabsichtigten Maßregeln Sheljabows bekannt und sie würde nunmehr die Leitung in die Hand nehmen; es sei keine Zeit mehr zu verlieren; die Ermordung des Kaisers müsse am nächsten Sonntag nach Rückkehr von der Wachtparade stattfinden. Die Verschwörer fügten sich dieser dämonischen weiblichen Entschlossenheit, und das Mädchen übernahm die Leitung der Männer. Man beschloß, den, wie schon erwähnt, auf unterer Stufe stehenden Bombenwerfern nicht Mitteilung von der Festnahme Sheljabows zu machen, und alle Anordnungen gingen nach wie vor in dessen Namen aus. Tatsächlich hat, wie die späteren Verhandlungen ergaben, die Perowskaja mit größtem Geschick und größter Entschlossenheit die Leitung in die Hand genommen. Sie wies jedem Bombenwerfer seinen Platz an, sagte ihm genau, was er zu tun habe, und wählte am Tage der Ermordung einen Standpunkt, von dem aus sie sofort erkennen konnte, welchen Weg der Kaiser nehmen würde; von da aus gab sie mit einem Taschentuch das verabredete Zeichen. Diesem, altadeliger Familie entsprossenen Mädchen, über welches wir später näheres erfahren werden, ist allein zuzuschreiben, daß es schließlich überhaupt zur Ermordung des Kaisers kam. Ohne sie war Alexander II. gerettet, und es fragt sich sehr, ob es, nach Erlaß einer Verfassung, zu einem erneuten Mordversuch gekommen wäre.

Loris-Melikow war aber durch die Festnahme Sheljabows und durch die Meldung des Generals Mrowinski einigermaßen in Sicherheit gewiegt. Anderenfalls hätte er noch weit entschiedener darauf bestanden,

daß der Kaiser nicht zur Wachtparade führe, und für den Fall dessen Weigerung solche Vorsichtsmaßregeln durch Aufstellung von Truppen getroffen, daß wenigstens an dem verhängnisvollen Katharinen-Kanal ein gelungener Mordanschlag ausgeschlossen war. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß man annehmen, daß die seitens der betreffenden Behörden mit solcher Freude begrüßte vorzeitige Festnahme des nihilistischen Oberhaupts Sheljabow ein Unglück war.



Fünfzehntes Kapitel.

Der Zar-Märtyrer.

Vorgänge im Winterpalast am Morgen des 13. März. — Der Kaiser entschließt sich, die Wachtparade zu besuchen. — In der Michaelsmanege. — Merkwürdige Traumdeutung. — Ausführung des Verbrechens. — Überführung des schwerverwundeten Kaisers nach dem Winterpalast. — Sein Heimgang.

In den Morgenstunden des 13. März 1881 entschied sich im Winterpalast das Schicksal Kaiser Alexanders II.

Der Kaiser hatte, wie bereits erwähnt, in der letzten Zeit die sonntäglichen Wachtparaden absagen lassen; für diesen Sonntag wurde sie aber angesagt. Immerhin zweifelte man aber noch in Offizierkreisen, ob sie stattfinden würde, um so mehr, als das Leib-Garde-Sappeur-Bataillon auf Wache zog, ein Truppenteil, der dem Kaiser nicht so besonders nahe stand. Kaiser Alexander war aber fest entschlossen, diesmal die polizeilichen Warnungen nicht zu beachten und zur Wachtparade zu fahren. Er befahl sogar, daß von seinem Wagen die Trauer abgenommen werden solle, welche noch immer daran befindlich, denn seit dem Tode der Kaiserin war noch kein Jahr vergangen. Da ließ sich in früher

Morgenstunde Graf Loris-Melikow melden, der zu jeder Zeit Zutritt zum Kaiser hatte. Dieser empfing den Grafen in gewohnter liebenswürdiger Weise und fragte nach seinem Begehr. Der Graf stellte ihm hierauf ehrerbietig vor, es sei auch heute unmöglich, daß er zur Wachtparade fahre. Der Polizei sei durch Aussage eines festgenommenen Nihilisten, der ein offenes Geständnis abgelegt, genau bekannt, daß für die nächste Zeit ein Mordanschlag geplant wäre; ja es sei sogar vor drei Tagen gelungen, einen der Leiter des geplanten Unternehmens, namens Sheljabow, zu ergreifen und in Verwahrsam zu bringen. Der Kaiser entgegnete, daß, wenn die Nachrichten der Polizei überhaupt richtig seien, so würde nach Ergreifung des Führers aus dem angeblich geplanten Unternehmen so bald nichts werden und er werde zur Wachtparade fahren, ja es wäre geradezu feige, wenn er es nicht täte. Graf Loris-Melikow schilderte nun genau die Goldenbergschen Aussagen und forderte schließlich in entschlossenem Tone vom Kaiser, daß dieser nicht ausführe. Der Kaiser wurde schwankend und überlegte, ob er den Wagen abbestellen solle, als sich Großfürstin Alexandra Josephowna melden ließ, Gemahlin des Großfürsten Konstantin, die den kaiserlichen Schwager sehr liebte und selbstverständlich von den neuesten polizeilichen Ergreifungen keine Ahnung hatte. Im Verlaufe des Gesprächs teilte ihr der Kaiser mit, er fühle sich nicht ganz wohl und werde nicht zur Wachtparade fahren. „Wie schade", sagte die Großfürstin. „Dmitri (ihr jüngster Sohn) war heute bestimmt, sich bei Dir als Ordonnanzoffizier zu melden, worauf er sich schon sehr freute."

Das machte den Kaiser in seinem Entschluß wankend und er beschloß nunmehr, unter allen Umständen zur Wachtparade zu fahren.

Um Punkt ¾1 Uhr fuhr der geschlossene Zweisitzer des Kaisers vor dem Winterpalaste vor, gelenkt von dem bekannten Leibkutscher Frolow Shergejew, kenntlich an seinem langen Bart, der die vielen Orden und Ehrenzeichen bedeckte, die sich der Alte in langjährigem Dienst bei seinem kaiserlichen Herrn erworben. Wie immer begrüßte letzterer freundlich den alten Diener und befahl ihm persönlich: „In die Michaelsmanege über die Sängerbrücke." Fort rollte der Wagen auf dem bekannten Wege.

In der Michaelsmanege harrten indessen Truppen und Zuschauer auf den langentbehrten Besuch des Zaren. Kurz vor 1 Uhr erschien die mächtige Gestalt des Großfürsten-Thronfolgers, Oberbefehlshaber der Garde und des Petersburger Militärbezirks, begrüßte das Leib-Garde-Sappeur-Bataillon und nahm dann an dessen rechtem Flügel mit den anderen Vorgesetzten Aufstellung. Gegenüber den Truppen standen an vierzig bis fünfzig höhere Generale und Generaladjutanten nach dem Dienstalter, unter diesen Herzog Peter von Oldenburg, der Verwandte und innige Freund des Kaisers, dem er so bald im Tode nachfolgen sollte, Großfürst Konstantin, Graf Heyden, Baron Prittwitz, Nepokoitschitzki, Generalstabschef im letzten Kriege, ferner Graf Baranzow, Fürst Mentschikow, Itzakow, der greise Fürst Shuwarow, ein Nachkomme des berühmten Feldherrn, die Brust mit Ordenssternen geradezu übersäet, und andere mehr.

Auch sämtliche Offiziere der Garde waren befohlenermaßen anwesend, und man freute sich in diesen Kreisen, daß sich der Zar wieder zeige. Natürlich war wieder vom Nihilismus die Rede, den einige erloschen glaubten, während andere neue Verbrechen vermuteten. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ein aus dem Kaukasus stammender Offizier die dort erscheinende Zeitung „Kawkas“ mitgebracht, welche einem türkischen Blatte „Stambul“ nachstehende eigenartige Prophezeiung entnommen hatte. Es heißt dort:

„Der Traumdeuter Ali Effendi zeigte uns die Nummer der vor vier Jahren eingegangenen Zeitung »Shabach« vom 2. Dezember 1876, in der erzählt wurde, daß der frühere russische Botschafter Graf Ignatjew Ali Effendi zu sich gerufen und gebeten habe, einen Traum zu deuten, den Kaiser Alexander II. gehabt. Der Kaiser habe im Traume zwei Monde gesehen, einen dunkelroten und einen von gewöhnlicher Färbung. Der Traumdeuter habe das Gesicht dahin erklärt, daß zwischen Rußland und der Türkei ein gewaltiger Krieg entbrennen würde. Diesem werde in Rußland eine aufständische Bewegung folgen und nach einigen Jahren der Kaiser das Opfer einer Verschwörung werden.“

Der Botschafter belohnte den Traumdeuter und meldete das Gehörte drahtlich dem Kaiser.

Um Ende 1876, wo Rußland und die Türkei bereits mächtig rüsteten, den bevorstehenden Krieg zu prophezeien, dazu bedurfte es keines Ali Effendi; aber der Schluß der Wahrsagung ist jedenfalls sehr merkwürdig.

Man besprach gerade diese eigenartige Sache, als sich die

weiten Tore des Exerzierhauses öffneten und der Kaiser hereinritt in der Uniform des Leib-Garde-Sappeur-Bataillons auf einem prächtigen Rappen. Er sah etwas bleich aus, da er in der letzten Zeit oft vom Asthma gequält worden, war aber noch immer eine der schönsten und erhabensten Herrschergestalten, die man sich denken konnte. In seiner vornehm-freundlichen und doch so ernsten Weise nickte er den Zuschauern grüßend zu, wobei sein Blick alle derart überflog, daß jeder sich einbildete, der Kaiser habe ihn ganz besonders angeschaut. Dann begrüßte er die Truppe, und zum letztenmal klang ihm der so gewohnte Gruß begeistert entgegen, den er so oft vernommen, auf friedlichem Übungsfelde wie nach blutiger Schlacht, in der Glanzzeit seiner Krönung wie von den wenigen Überbleibenden aus der zersprengten Wachtstube im Winterpalast: „Gesundheit wünschen wir Eurer Kaiserlichen Majestät!“

In dem glänzenden Gefolge des Kaisers befanden sich: sein jüngster und Lieblingsbruder Großfürst Michael, der Generaladjutant vom Dienst Fürst Barclay de Tolly-Weymarn, der deutsche Botschafter General v. Schweinitz, der österreichisch-ungarische Graf Kalnoky, der französische General Chanzy, der türkische Shakir Pascha, welcher im letzten Kriege mit großer Tapferkeit und gleicher Grausamkeit dem russischen Gardekorps gegenüberstand, endlich die am Hofe beglaubigten Militärbevollmächtigten.

Kaiser Alexander ließ das Bataillon zweimal vorbeimarschieren, belobte es wegen seiner guten Haltung und wandte sich dann an General Skalon, der im Kriege,

an der Spitze der Garde-Sappeure schwer verwundet worden war. Hierauf nahm er die Meldungen der jungen Garde-Kavallerieoffiziere entgegen und begrüßte herzlich seinen Neffen, den Großfürsten Dmitri Konstantinowitsch, welcher zum erstenmal bei ihm Ordonnanzdienst tat, und dessentwegen er eigentlich hergekommen. Es ist mir unvergeßlich, wie freundlich der Kaiser seinen Bruder Konstantin zu sich heranwinkte und ihm schmeichelhaftes über das gute Reiten seines Sohnes sagte. Noch einmal winkte er den versammelten Offizieren gnädig zu, stieg dann vom Pferde und befahl dem Kutscher, ihn nach dem Schloß der Großfürstin Katharina Michailowna zu fahren, wo er das Frühstück einnehmen wollte.

Die Wachttruppe marschierte ab und die Offiziere zerstreuten sich in der Stadt.

Der Kaiser hatte sich eine kleine Stunde bei der Großfürstin aufgehalten und begab sich dann auf den Heimweg, nachdem er persönlich dem Kutscher gesagt: „Auf demselben Wege — nach Hause!" Wie immer, war der Wagen von Mannschaften des kaiserlichen Convois, ausgesucht zuverlässigen Leuten, begleitet. Auf dem Kutschbock saß der Unteroffizier Matschnew von der Leib-Garde-Kasaken-Sotnie vom Kuban; sechs Kasaken in prächtiger roter, silbergestickter Tracht begleiteten auf ihren schnellen Pferden den dahineilenden Wagen, einige Schritte vor, einige hinter demselben. Ihnen folgte in einem mit zwei, wegen ihrer Schnelligkeit in ganz Petersburg berühmten Pferden bespannten Schlitten der Polizeimeister Oberst Dworshizky, hinter

diesem der Führer der Schutzwache, Hauptmann der Gendarmerie Koch; diesem folgte dann der Befehlshaber der Kasaken-Sotnie vom Terek, Kulebjakin, ein wegen seiner hervorragenden, in verschiedenen Feldzügen bewiesenen Tapferkeit bekannter Offizier. Nach menschlichem Ermessen erschien der Kaiser genügend bewacht. Mehreres Volk stand am Katharinen-Kanal; Truppenabteilungen kreuzten den kaiserlichen Wagen.

Neben dem Kanal, in der Fahrrichtung des Kaisers rechts, lag der schöne Park der Großfürstin Katharina Michailowna. Von einer Stelle aus kann man durch dessen entlaubte Bäume den Palast des Kaisers Paul sehen und zwar gerade das jetzt zu einer Kapelle mit ewig brennender Lampe umgewandelte Turmzimmer, in welchem er, auch im März, vor achtzig Jahren so schmählich ermordet wurde. Heute noch macht dieses Zimmer, namentlich abends, bei dem trübe flackernden Licht einen schaurigen Eindruck, besonders, wenn man der damaligen entsetzlichen Vorgänge gedenkt. Wie nahe liegen sich räumlich diese durch acht Jahrzehnte getrennten Mordstätten russischer Herrscher! Der eine, wohl zweifellos geisteskrank, ermordet durch Männer des hohen russischen Adels! Der andere, ein Befreier seines Volkes, und ermordet durch nichtswürdige Söhne desselben!

Es war gerade 2 Uhr 20 Minuten, als der kaiserliche Wagen die oben erwähnte Stelle am Kanalufer erreicht hatte, da sahen, wie die späteren Zeugenaussagen ergaben, verschiedene Personen einen jungen Mann mit langem blonden Haar, im Überzieher, mit Pelzmütze bekleidet, in der Hand einen kleinen, weißen, einem Schneeballen ähnlichen Gegen-

stand haltend, diesen erheben und nach dem kaiserlichen Wagen schleudern. Im selben Augenblick erfolgte hinter dem Wagen ein einem Kanonenschuß ähnlicher Knall; eine dichte Wolke von Rauch, Schnee und Splittern stieg empor. Alle Fenster an der gegenüberliegenden Seite des Kanals stürzten klirrend herab.

Als sich diese Wolke verzogen, erblickte man die unmittelbar hinter dem Wagen reitenden Kasaken Maleitschew und Shagejew sowie einen fünfzehnjährigen Fleischerjungen Maximow sich in ihrem Blute wälzend. Letzterer rief sterbend: „Aber ich bin doch ganz unschuldig!“

Der Wagen des Kaisers war, wenn auch schwer beschädigt, doch noch fahrbar, und der alte treue Kutscher bestand darauf, weiter zu fahren. Der Kaiser befahl ihm jedoch in entschiedenem Tone, zu halten, und stieg unverwundet heraus.

Der Verbrecher versuchte zu entfliehen, wurde aber sofort von zwei zufällig anwesenden Grenadieren des Preobrashenskischen Regiments festgehalten. Letztere konnten ihn nur mit Mühe vor der Volkswut schützen; man wollte ihn in Stücke zerreißen. Mehrmals schrie er: „Schlagt mich nicht! Schlagt mich nicht! Ihr seid ja armes, unwissendes Volk.“ Dabei war er selbst, wie sich später ergab, ein Kleinbürgerssohn Ryßakow, nur neunzehn Jahre alt. Während dieser Bedrohung des Mörders teilte sich plötzlich die ihn umringende Menge. Der Kaiser schritt auf den Verbrecher zu, in seinen langen grauen Mantel gehüllt, wachsbleichen Angesichts, aber mit festem Schritt. Als er hinter sich die Frage eines Unterleutnants Rudikowsky vernahm: „Eure Kaiserliche Majestät! Sind Sie verwundet?“ entgegnete er: „Nein!

Aber siehe diese da!" mit schmerzlichem Blick auf die Verwundeten weisend. Dann trat er an den Verbrecher heran und sagte: „Was willst Du von mir, Verruchter?" Auf die nochmalige Frage eines anderen, ob er verwundet sei, erwiderte der Kaiser: „Gott sei Dank, nein!" Da lächelte der Verbrecher in frecher, höhnischer Weise und sagte: „Was! Schon Gott sei Dank!? Dazu ist noch nicht Zeit."

Diese spöttisch warnenden Worte hätten den Kaiser und seine augenblickliche Umgebung aufmerksam machen können, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei; aber in der furchtbaren Aufregung wurden sie nicht recht in ihrer Bedeutung gewürdigt. Der Kaiser beugte sich über den in den letzten Zügen liegenden Fleischerlehrling und schritt dann längs des Kanalgitters, wohl um an seinen Wagen zu gelangen.

Über diesem ganzen Vorgang waren höchstens fünf Minuten vergangen.

Er hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als ein etwa dreißigjähriger Mann, der bis dahin am Kanalgitter gelehnt, einen weißen Gegenstand emporhob und diesen unmittelbar dem Kaiser vor die Füße warf. Manche wollten gesehen haben, daß sich der Kaiser in diesem Augenblick bekreuzigte. Von neuem erdröhnte der furchtbare Schlag und wiederum war alles für einige Augenblicke in eine Wolke gehüllt. Dann aber zeigte sich ein Anblick, weit entsetzlicher als der vorige.

Auf dem Straßenpflaster lagen mehrere Tote, und einige zwanzig mehr oder weniger schwer Verwundete wälzten sich in Blut- und Schneemassen. Auf dem mit Kehricht gemischten Schnee, inmitten von Blutlachen, sah man Stücke menschlicher Glieder, Kleider, Epauletten, blutige Fleischfetzen.

Am Gitter des Kanals jedoch lag, in sitzender Stellung angelehnt, Kaiser Alexander II. Die Kopfbedeckung war zerfetzt fortgerissen, das Gesicht blutig, der Mantel in Stücke zerrissen am Boden. Aber der furchtbarste Anblick waren die entblößten, fast bis zum Knie fortgerissenen Beine, aus denen das Blut sich in Strömen über den Schnee ergoß.

Und gegenüber dem Zaren lag, fast in ganz gleicher Weise verwundet — der Mörder.

Alle, Verwundete und Gesunde, stürzten zu dem zum Tode getroffenen Herrscher hin, alle Hände streckten sich aus, um ihm zu helfen; aber es wurde kein rechter Entschluß gefaßt, während das Blut ununterbrochen fortrann. Da nahte sich Großfürst Michael, der mit dem Kaiser bei der Großfürstin Katharina gewesen, dort etwas länger verweilt und auf den ersten Schlag hin herbeigeeilt war, und traf die notwendigsten Anordnungen. Man wollte den verstümmelten Kaiser in einen Schlitten heben, aber dessen Pferd war durch den Vorgang scheu geworden und ging durch. So hob man ihn nun vorsichtig in den Schlitten des Polizeimeisters Oberst Dworshizky. Der vorgenannte Rittmeister Kulebjakin, selbst schwer verwundet, setzte sich ihm gegenüber und hielt die zerschmetterten Beinstumpfe in die Höhe, um den Blutverlust zu mildern.

Als der Kaiser vom Boden aufgehoben wurde, sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme zu dem auch schwer verwundeten Oberst Dworshizky: „Ist der Thronfolger am Leben?", eine Frage, die darauf deutet, daß der Kaiser fast ohne Besinnung war, denn der Thronfolger war ja gar nicht anwesend. Auf die bejahende Antwort des Oberst versuchte

er das Kreuz zu schlagen, konnte aber den Arm nicht mehr heben. Auf eine Frage, ob er bei Besinnung sei, antwortete er nur: „Kalt! Kalt!“ Dann trat Großfürst Michael, sein Lieblingsbruder, neben ihn und fragte: „Hörst Du mich, Shascha? (Abkürzung für Alexander), worauf der Kaiser leise antwortete: „Ich höre!“ Auf die weitere Frage des Großfürsten, wie er sich befände, antwortete er nur noch leise stammelnd: „Recht schnell nach Hause . . . recht schnell nach Hause . . . bringt mich ins Palais — — dort sterben.“ Dann sagte er: „Bedeckt mich mit einem Taschentuche“, und als ihm nicht gleich eins gebracht wurde, noch einmal: „Bedeckt mich.“

Vielleicht widerstrebte es ihm, sich dem Volk in diesem Zustande zu zeigen. Jedenfalls waren dies die letzten, bei einigermaßen Bewußtsein gesprochenen und allenfalls beglaubigten Worte.

Im übrigen behaupteten bei den späteren Gerichtsverhandlungen verschiedene Zeugen, alle möglichen Worte von dem sterbenden Kaiser gehört zu haben, die ausschließlich ein Ergebnis der durch die Furchtbarkeit des Ereignisses überspannten Einbildungskraft waren. Ich habe unmittelbar nach dem Verbrechen Zeugen gesprochen, unter anderen einen Regimentskameraden, und hatte das Gefühl, Verrückte vor mir zu sehen; so furchtbar muß der augenblickliche Eindruck gewesen sein.

Sehr richtig spricht sich hierüber der Bericht der späteren Gerichtsverhandlungen aus, indem er sagt: „Es wäre wohl ohne Zweifel allzu kühn, irgend jemand von den Augenzeugen des erschütternden Ereignisses im Verdachte zu haben, daß er

mit Absicht die Wahrheit entstelle. Aber inmitten der Verwirrung und des Geschreies, unter dem niederdrückenden Eindruck eines so unerwarteten, so unglaublichen Unglücks war nicht zu verwundern, daß irgend jemand in der Folge das vermischt hat, was er fühlte, oder was ihm erschien, mit dem, was in Wirklichkeit vor sich ging. Dieses war um so eher möglich, als diejenigen, welche die Worte des verstorbenen Kaisers wiedergaben, zum größten Teil erklärten, daß die Worte kaum verständlich ausgesprochen wurden. Wenn man einerseits die Schwere der davongetragenen Verwundung bedenkt, die Gehirnerschütterung, welche durch die betäubende Kraft des Knalles verursacht wurde, die Versicherungen des Oberst Dworshizky, des Rittmeisters Kulebjakin und vieler anderer Personen, welche Seine Majestät in bewußtlosem Zustande gesehen haben, das Nichtvorhandensein des Stöhnens und anderer Zeichen des Schmerzes, andererseits die so verschiedenen Aussagen über die Worte Seiner Majestät, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß bei Allerhöchstdemselben nur höchst selten ein Schimmer von halbem Bewußtsein vorhanden war."

Der Schlitten mit dem kaiserlichen Märtyrer bewegte sich, eine fortwährende Blutspur auf dem Schnee hinterlassend, in langsamem Trabe nach dem Winterpalast; auf den Kufen standen einige Personen, die den Kaiser stützten. Großfürst Michael folgte, nachdem er Anordnungen getroffen, den Thronfolger und die anderen Großfürsten zu benachrichtigen.

Man hielt vor einer Vorfahrt, von der aus ein Aufzug nach den Gemächern des Kaisers führte. Aber das Öffnen

der für gewöhnlich geschlossenen Tür nahm lange Zeit in Anspruch, und schließlich erwies sich der Aufzug zu eng für den Verwundeten. Dieser Aufenthalt hatte wiederum einen furchtbaren Blutverlust zur Folge. Um den Schlitten zeigte sich eine mehrere Fuß lange und breite Blutlache. Endlich trug man den völlig bewußtlosen Kaiser auf den Armen nach seinem Arbeitszimmer, wo in aller Eile ein Bett hergerichtet wurde. In kürzester Zeit waren alle anwesenden Familienmitglieder um den sterbenden Kaiser vereinigt. Die Ersten waren der Thronfolger mit seiner Gemahlin, die schluchzend am Sterbelager des so entsetzlich dahingemordeten Vaters standen. Immer mehr füllte sich das Zimmer mit Angehörigen und Großwürdenträgern. Der Kaiser erkannte jedoch niemand mehr. Er lag da mit bleichem Antlitz, die Augen halb geöffnet.

Der Chirurg des Kaisers Dr. Kruglewski und Dr. Markus waren die ersten Ärzte, welche erschienen und sich bemühten, durch Komprimierung der Cruralarterien die Blutung zu stillen oder zu vermindern. Der Arzt des 4. Leib-Garde-Schützen-Bataillons der Kaiserlichen Familie, Dr. Dworjaschin, befand sich im Palast und hörte Rufe, daß der Kaiser schwer verwundet sei, eilte nach dem kaiserlichen Schlafzimmer und traf dort Dr. Kruglewski, der ihm zurief: „Bringen Sie mir rasch die nötigen Apparate zur Amputation und Resektion.“ Nach etwa fünf Minuten war das Gewünschte zur Stelle. Leibarzt Professor Dr. Botkin befand sich bereits beim Kaiser und beobachtete die Herztätigkeit. Oberhalb des rechten Knies wurde eine Kautschukbinde angelegt, und die

Ärzte bemühten sich, den Blutlauf zum Herzen zu leiten. Dieselbe Operation wurde am linken Bein ausgeführt. Um dem Gehirn mehr Blut zuzuführen, wurde auch die rechte Hand eingeschnürt. Bei Entfernung des Handschuhs fand man die Hand an einigen Stellen verbrannt. Der Trauring war eingedrückt. Nachdem auch die rechte Hand eingeschnürt war, konstatierte Dr. Botkin, daß die Herztöne vernehmlicher geworden waren. Es stellten sich Schlingbewegungen ein und die Atemzüge wurden tiefer. Der Kaiser öffnete etwas die Augen. Unter dem Einfluß von Äther und Wasser mit Eis und Einatmung von Sauerstoff stellten sich allmählich wieder regelmäßigere Atembewegungen ein. Diesen Augenblick benutzte der Beichtvater des Kaisers, Roshdestwenski, ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Es war eine höchst ergreifende Szene. Die Hoffnungen schienen sich wieder zu beleben. Rasch wurde nach einem Transfusionsapparat geschickt, doch . . . das Schicksal hatte es anders beschlossen. Alle Bemühungen der Ärzte waren vergebens. Dr. Botkin bemerkte ein abermaliges Abnehmen der Herztöne, die Atemzüge wurden immer schwächer und hörten schließlich ganz auf.*)

Es war 3 Uhr 35 Minuten nachmittags, als Professor Dr. Botkin, sich ernst vor dem Thronfolger verneigend, den eingetretenen Tod feststellte.

Alexander II. hatte ausgelitten.

Aus dem Zar-Befreier war ein Zar-Märtyrer geworden.

*) Diese ärztlichen Angaben sind wörtlich dem mir gütigst zur Verfügung gestellten Bericht eines der anwesenden Ärzte entnommen. Der Verf.

Sechzehntes Kapitel.

Eindrücke des Kaisertodes in Petersburg.

Verbreitung der Trauernachricht in der Stadt. — Das Thronfolgerpaar. — Vorgänge vor dem Winterpalast. — Treues russisches Volk. — Unrichtige Mitteilung des Ministers des Innern. — Das Kaiserbanner senkt sich auf Halbmast. — Vereidigung. — Regentschaftsgesetz. — Erinnerungsstücke von der Unglücksstätte. — Le roi est mort; vive le roi!

Man kann sich denken, daß die Kunde von diesem entsetzlichen Ereignis wie ein Lauffeuer durch Petersburg ging. So will ich die Vorgänge derart schildern, wie sie sich vor meinem Auge abspielten. Ich war unmittelbar nach der Wachtparade zum „Herold“ gegangen, um dort die frohe Nachricht mitzuteilen, daß sich der Kaiser nach langer Zeit wieder einmal gesund und frisch vor der Truppe gezeigt und somit die Gerüchte über ein neu geplantes nihilistisches Verbrechen wohl auf einem Irrtum beruhten. Man bat mich, einen Bericht über die Parade zu schreiben, und ich schilderte diese in Kürze. Wirklich enthält der „Herold“ vom 2./14. März neben den Trauerbegebenheiten auch die Schilderung jener — überhaupt — letzten Wachtparade, denn seit dieser hat keine mehr stattgefunden. Auf dem Rückwege

nach der Kaserne sah ich, wie vom Newski-Prospekt her wild-erregte Volksmassen nach dem Platz vor dem Winterpalast stürmten. In rasender Eile fuhr in seinem Dreigespann-schlitten der Thronfolger mit Gemahlin an mir vorüber mit entsetztem Gesichtsausdruck, nicht nach rechts oder links schauend.

Wie man später erfuhr, saß er gerade mit seiner Gemahlin in dem, von der Unglücksstätte nicht allzu weit entfernten Anitschkowpalast beim Frühstückstisch, als die beiden furchtbaren Bombenschläge in einem Zeitraum von fünf Minuten hörbar waren. Man konnte sich dieselben nicht erklären, doch wurden die beiden Gatten von einer schlimmen Vorahnung erfaßt, die ihnen nur allzubald zur traurigen Gewißheit wurde, als sie einen Stallmeister des Kaisers in atemloser Hast auf den Palast zusprengen und in den Hof einreiten sahen. Beide eilten ihm die Treppe hinab entgegen, doch konnte der Unglücksbote in seiner ersten Aufregung kein Wort hervorbringen, bis ihn die Großfürstin-Thronfolger geradezu anflehte, doch irgend etwas zu sagen. Endlich stammelte er nur die Worte hervor: „Oh! Er ist entsetzlich verletzt." In der größten Eile wurde ein Schlitten angespannt, und so traf das Thronfolgerpaar als die Ersten nach dem Großfürst Michael ein.

Andere Großfürsten, Generale, hohe Würdenträger rasten in derselben Richtung in Schlitten; auf allen Gesichtern dasselbe Entsetzen. Unwiderstehlich zog es auch mich dorthin; doch konnte ich niemand fragen, denn alles eilte ebenso wie ich und kein Mensch gab Antwort. Endlich traf ich unter dem unterhalb des Generalstabsgebäudes nach dem Winterpalast

führenden Bogen einen Schutzmann, den ich fragte: „Um Gottes willen! Was ist denn los?“ „Ein großes Unglück, Ew. Hochwohlgeboren! Der Herr ist von einem Übeltäter schwer verwundet.“ Dabei bekreuzigte er sich. Ich war wie vom Blitz getroffen, kaum meiner Sinne mächtig, und eilte auf den Palast zu.

Auf dem riesigen Platze vor demselben sammelte sich eine immer größere Menschenmenge, die bereits durch Schutzmannsposten in einiger Entfernung abgesperrt war. Ich durchbrach dieselbe und sah vor der Kaisereinfahrt eine große Blutlache. Ein mir völlig unbekannter Offizier erzählte mir in größter Aufregung die näheren Umstände des Verbrechens. Trotzdem er sichtbar ergriffen war, merkte man ihm doch an, daß er sich etwas wichtig vorkam, dieses alles erzählen zu können. Das meiste war, wie ich mich bald selbst überzeugte, ganz unrichtig geschildert, nur die schwere Verwundung war leider wahr. Auf dem Platz fanden sich inzwischen wohl an 10 000 bis 15 000 Menschen aller Stände und Würden ein. Das eigentliche russische Volk war natürlich in der bedeutenden Mehrheit, und erhebend war es, zu beobachten. Tiefe Stille herrschte in der ungeheuren Menge. Willig ließ sie die unzähligen Schlitten und Wagen durch. Aller Blicke waren auf den Palast gerichtet, und mit Angst blickte man nach der stolz von dessen First wehenden Kaiserfahne. Männer und Frauen sah man beten und sich bekreuzigen; sie beteten für ihren Zaren, für ihren Befreier. Man überzeugte sich, welcher Glaube und dadurch welche Kraft in diesem Volke sei. Aber man fühlte auch unbewußt, daß die Stimmung eine derartige war, daß, wenn

jemand gewagt hätte, die Heiligkeit des Augenblicks in unpassender, das Volk verletzender Weise zu stören, er zerrissen worden wäre. Alle Augenblicke kamen Flügeladjutanten wie andere Boten und brachten immer trauriger werdende Nachrichten, die im Augenblick durch die ganze Menge gingen. Mit unglaublicher Schnelligkeit erschienen Sonderblätter des „Regierungsboten“. Das erste lautete:

Vom Minister des Innern.

Heute, den 1. März, um ¾ auf 2 Uhr nachmittags ist Seine Majestät der Kaiser auf dem Rückwege von dem Ingenieurpalais, wo er einer Wachtparade beizuwohnen geruht hatte, auf dem Quai des Katharinen-Kanals vor der Stallhofbrücke durch unter den Wagen geworfene Sprengbomben gefährlich verwundet worden, indem beide Beine unterhalb der Knice zerschmettert wurden. Einer der zwei Verbrecher ist ergriffen worden. Der Zustand Seiner Majestät ist infolge des Blutverlustes hoffnungslos.

Leibmedikus Botkin.
Professor Bogdanowsky.
Ehren-Leibmedikus Golowin.
Dr. Kruglewsky.

Diese Bekanntmachung wurde der Menge noch vor dem Hinscheiden des Kaisers mitgeteilt. Ich gebe sie als geschichtliches Aktenstück, denn sie beweist, wie erklärlich es war, wenn einzelne bei der furchtbaren Aufregung völlig falsche, sich gegenseitig widersprechende Angaben machten, da selbst der Minister des Innern, Graf Loris-Melikow, das Ereignis amtlich zunächst völlig falsch darstellt.

In dem stumm harrenden Volk machte diese schriftliche

Mitteilung wenig Eindruck. Es wußte, daß sein Kaiser ermordet sei und im Sterben läge. Die näheren Vorgänge waren noch nicht wissenswert. Immer tiefer wurde die Stille, immer ängstlicher blickte man nach dem Zarenschloß und nach der im Winde flatternden Kaiserfahne.

— — — — — — — — — —

Plötzlich, um 3 Uhr 40 Minuten, senkte sich das stolze Banner langsam auf Halbmast.

Wie ein unterdrückter Wehruf ging es durch die unten harrende Menge, und wie auf einen einzigen Wink lagen alle die Tausende auf den Knieen, sich fromm bekreuzigend.

Das war der Abschied des Volkes von dem Vater, der es befreit.

Langsam und lautlos zerstreute sich die Menge. Es bedurfte keinerlei polizeilicher Maßregeln, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Keiner sprach mit dem andern; was sollte man auch sprechen! Wußte man doch, daß jeder das gleiche fühle und denke. Jeder ging dorthin, wohin er gehörte. Mein Gefühl trieb mich zu meiner Kompagnie. Ich sehnte mich nach meinen Mannschaften; ich sehnte mich nach einer Aussprache mit meinem lieben Feldwebel Michael Anissimowitsch Netschajew. So begab ich mich im Schlitten nach der ziemlich weit entfernten Kaserne. Mein Feldwebel kam mir entgegen. Er schilderte mir, was er inzwischen erfahren, ich ihm, was ich durchlebt. Dann befahl ich ihm, der Kompagnie die Todesnachricht dienstlich mitzuteilen. Ich war zu bewegt und wollte mich nicht vor meinen

Mannschaften weich zeigen. Er trat vor die Kompagnie, bekreuzigte sich und sagte nur die Worte: „Brüder! Der Herr (Goßudar) befiehlt Euch noch lange zu leben.“ Wie vorher das Volk, so lagen auch jetzt dessen Söhne auf den Knieen, bekreuzigten sich, und auf den Lippen jedes einzelnen las man frommes Gebet.

Um fünf Uhr nachmittags bereits wurden wir auf den Kaiser Alexander III. vereidigt, und bald erließ derselbe ein Regentschaftsgesetz. In diesem war gesagt, daß, falls der Kaiser vor erreichter Volljährigkeit des Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch ablebe, des Kaisers ältester Bruder, Großfürst Wladimir, die Regentschaft bis zur Volljährigkeit zu führen habe. Sollte auch der Thronfolger vom Leben abberufen werden, so würde ihm sein Bruder, Großfürst Georg Alexandrowitsch, abermals unter der Regentschaft des Großfürsten Wladimir folgen. In beiden Fällen mußte jedoch die Vormundschaft über alle kaiserlichen Kinder auf die Kaiserin Maria Feodorowna übergehen „in voller Kraft und Ausdehnung, wie es das Gesetz bestimmt“.

Die Unglücksstätte am Katharinen-Kanal war natürlich sofort vom Volk belagert. Man drängte sich, Tücher in das kaiserliche Märtyrerblut zu tauchen und irgend welche „Reliquien“, Knochensplitter oder Uniformstücke aufzuheben. Bald mußte die Polizei den Platz absperren. Gleich möchte ich hier bemerken, daß derartige beglaubigte Erinnerungsstücke wie ein Heiligtum in den betreffenden Familien gelten. Händler versuchten später Gewinst durch Ankauf zu erzielen, sind aber wohl meistens abgewiesen worden. Auch für den Wagen,

unter den die Bombe Ryßakows geworfen wurde, galt das gleiche. Er war sofort nach dem Wagenraum geschafft worden und wurde der Zutritt zu ihm zunächst nicht gestattet. Einige Tage später gelang es mir, in Begleitung einiger Mitglieder der kaiserlichen Familie, dorthin zugelassen zu werden und zwei Stücke der zerschmetterten Fensterscheibe zu erhalten. Auf beiden sieht man deutlich die Risse der kleinen Sprengungskörper. Ein Stück ließ ich, da es sich der Form nach dazu eignete, vom Goldarbeiter in der Gestalt eines Schwanes, der sein Schwanenlied singt, einfassen, und dieses Stück bleibt meiner Familie eine ebenso wertvolle wie traurige Erinnerung an jenen Tag. Der Wagen zeigte sich übrigens so wenig verletzt, daß er ganz gut hätte weiter fahren können. Da Ryßakow die Bombe um den Bruchteil einer Sekunde zu spät geworfen hatte, so war nur der Boden des Wagens zerschlagen und die Rückwand fast völlig zertrümmert. Die Scheiben waren natürlich zerstört. Auf dem mit dunkelblau geripptem Atlas gepolsterten Sitz waren viele Blutspuren. Der Kaiser hatte sich mit den Fenstersplittern beim Aussteigen die linke Hand verletzt. Die Achsen und Räder des Wagens waren unbeschädigt. Allerdings muß man annehmen, daß der zweite Bombenwerfer oder noch ein anderer dort aufgestellter ihre Bomben abermals gegen den kaiserlichen Wagen versucht haben würden.

Jener Bombenwerfer, also der eigentliche Mörder des Kaisers, wie schon erwähnt, eine in der nihilistischen Stufenleiter völlig unbedeutende Persönlichkeit, wurde, genau in gleicher Weise wie sein Opfer verwundet, in das nächstgelegene

Lazarett gebracht. Er blieb noch einige Zeit bei Besinnung, weigerte sich jedoch, seinen Namen zu nennen, und starb einige Stunden später wie der Kaiser. Man schnitt der Leiche den Kopf ab und bewahrte ihn, der Namenserforschung wegen, in Spiritus auf. Wirklich gelang es dadurch, seinen wahren Namen, Chrinewizki, sowie seine Familienangehörigkeit zu erfahren. Bis dahin war er jeder Polizeibehörde, wo er sich aufgehalten, völlig unverdächtig erschienen; also zweifellos ein Neuling in der Partei. Ryßakow, der zur Leiche geführt worden war, hatte ihn als Mitschuldigen erkannt, wußte jedoch nicht, wie er hieß, aber nur, daß er sich Jelnikow nannte.

— — — — — — — — — —

Le roi est mort; vive le roi! konnte man folgenden Tages in Petersburg sagen.

Im Winterpalast fand die Vereidigung der in Petersburg anwesenden Großwürdenträger und demnächst die Huldigungscour statt.

Um 1 Uhr schwuren alle in der Hauptstadt anwesenden Großen des Reiches aus dem Militär- und Beamtenstande Kaiser Alexander III. sowie dem Thronfolger den Eid der Treue, dann öffneten sich die Säle zur Huldigungscour. So groß diese auch waren, so vermochten sie doch kaum alle Anwesenden zu fassen, denn wer nur irgendwie berechtigt war zu erscheinen, der erschien. Es gewährte wohl einen eigentümlichen Anblick, alle die glänzenden europäischen und asiatischen Uniformen, die prächtigen Kleider und Geschmeide der

Damen zu sehen, wenn man sich vorstellte, daß nur wenige Schritte entfernt derjenige als verstümmelter Leichnam lag, der vor noch nicht vierundzwanzig Stunden der Beherrscher dieser Räume und der sie bergenden Tausende war. Wie oft hatte er in den letzten zwei Jahren in diesen nämlichen Räumen den gleichen Anwesenden gegenüber Gelegenheit genommen, seinen Dank für Errettung aus Lebensgefahr auszusprechen. Jetzt war der edle Baum gefällt, den so oft die Axt bedroht hatte!

Diesmal aber war der Glanz der Versammlung nur ein äußerlicher. Auf allen Gemütern lag der schwere Druck des vergangenen Tages, und die Menge der Anwesenden bewahrte die tiefe Stille der Trauer. Man dachte nur an den dahingemordeten Vater des Vaterlandes, das er so über alles geliebt.

Alle blickten erwartungsvoll nach den Kaisertüren, bis endlich die Zeremonienmeister, mit ihren Stäben dumpf aufstoßend, das Herannahen des kaiserlichen Zuges verkündeten.

In gewohntem Glanze erschien derselbe, unter dem Vorantritt ungezählter Hofwürdenträger, Hofdamen und Ehrenfräuleins in glänzenden russischen Volkstrachten. Dann folgte das Kaiserpaar, der Kaiser in Generalsuniform, die Kaiserin in weißem Atlasgewande, auf dem Haupt einen breiten Diamantschmuck in Kronenform. Tiefernst schritt der Kaiser neben seiner, auch im Schmerz so schönen Gemahlin, deren wundervolle Augen mit Tränen gefüllt waren. Über das Gesicht des Kaisers zuckte es; er versuchte seinen Schmerz zurückzuhalten und konnte es nicht. Den Eltern folgte der Großfürst-Thron-

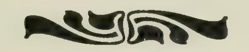
folger, der jetzige Kaiser, damals noch ein Kind, mit dem jüngeren Bruder Georg, der vor einigen Jahren im Kaukasus nach langjähriger Krankheit starb. Auch er wurde, nach dem Tode Kaiser Alexanders III. Thronfolger und nach ihm sein jüngerer Bruder Michael, so daß die drei Söhne Alexanders III. Thronfolger waren. In langer glänzender Reihe folgten die anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie. Die beiden jüngsten Söhne des Verstorbenen, die Großfürsten Sergei und Paul fehlten, da sie im Auslande auf Urlaub waren. Großfürst Konstantin führte die Großfürstin Katharina Michailowna. Wie eng waren deren Namen mit dem gestrigen Tag verknüpft! Um den Sohn des Großfürsten Konstantin zu sehen, begab sich der Kaiser zur Wachtparade, und seine letzte frohe Stunde verlebte er bei der Großfürstin Katharina! Einen ergreifenden Anblick gewährte es, als der innigste Jugendfreund und Hausminister Kaiser Alexanders II., Generaladjutant Graf Adlerberg, in dem Zuge einherschritt. Tief gebeugt, um Jahre gealtert, konnte er seinen Schmerz nicht verbergen — und jeder ehrte ihn.

Vor der Wache, die von der Chevalier-Garde in ihrer, der preußischen Gardes du Corps fast gleichen Uniform gestellt wurde, hielt der Kaiser einen Augenblick an und begrüßte sie mit bewegter Stimme. Und zum erstenmal schallte ihm: „Gesundheit wünschen wir Eurer Kaiserlichen Majestät!“ entgegen. Welch ein Stück russischer Geschichte zwischen dem gestrigen Gruß der Garde-Sappeure und dem heutigen der Chevalier-Garde!

In der Mitte des Saales, der Wache gegenüber, sprach der Kaiser mit oft von Tränen erstickter Stimme nachstehendes:

„Tiefbewegt danke ich Ihnen allen für die meinem nun in Gott ruhenden Vater geleisteten treuen Dienste und kann nur bitten, daß Sie mir die gleichen erweisen mögen. Ich nehme die Bürde der Krone mit dem Entschluß an, zu versuchen, Allerhöchstmeinem Vater nachzueifern und das Werk zu vollenden, welches er begonnen. Sollte der Allmächtige auch mir dasselbe Schicksal vorbehalten, wie ihm, so hoffe ich auf Sie, daß Sie hier meinem Sohn — auf den Großfürsten-Thronfolger weisend — die gleiche Treue entgegenbringen mögen, die Sie meinem Vater erwiesen haben."

Brausendes Hurra folgte diesen ersten Worten des neuen Herrn und schallte herüber nach dem stillen Totenzimmer.



Siebzehntes Kapitel.

Beisetzung Kaiser Alexanders II.

Bei der kaiserlichen Leiche. — Das kaiserliche Arbeitszimmer. — Überführung der Leiche nach der Palastkirche. — Feierlicher Zug nach der Festungskirche. — Seelenmesse. — Nächtliches Bild in der Kirche. — Die Beisetzung.

Auf höheren Befehl wurde die Wache im Winterpalast um eine Kompagnie verstärkt, die das Preobrashenskische Regiment zu geben hatte. Ein Doppelposten stand vor dem Arbeitszimmer des Kaisers, in welchem die Leiche ruhte. Zufälligerweise kam meine Kompagnie zuerst an die Reihe, und ich mußte gleich nach der vorher geschilderten Feier auf Wache ziehen. Dadurch wurde mir Gelegenheit, den toten Herrscher zu sehen, was bisher niemand außer der kaiserlichen Familie und deren Umgebung gestattet war. Als ich die Wache bezog, war eben Seelenmesse im Sterbezimmer gewesen, und ich sah noch die letzten Mitglieder des Herrscherhauses heraustreten. Einige begrüßten mich besonders ernst-herzlich, andere drückten mir die Hand; wußten sie doch, was auch ich an diesem Toten verloren. Das Trauerzimmer mußte nun leer sein, und so benutzte ich den Augenblick, indem ich dem Oberst vom Dienst

meldete, ich wolle meine Posten besichtigen. Mein Doppelposten ließ seinen Kompagniechef ungehindert ein.

Welch ergreifender Anblick wurde mir zu teil!

Der tote Kaiser lag auf einer einfachen eisernen Bettstelle, die ihn auch im Feldzug begleitet hatte. Sie stand in der Mitte des Zimmers, aber schräg, so daß das Gesicht nach dem in der Ecke befindlichen Heiligenbilde gerichtet war. Der Verewigte trug die Paradeuniform des Preobrashenskischen Regiments, jedoch ohne Orden, welche auf einem besonderen Kissen befestigt waren. Der Kopf ruhte auf einem weiß überzogenen Roßhaarkissen, die Hände waren gefaltet; auf der Brust befand sich ein Heiligenbild.

Der Ausdruck des Heimgegangenen war ganz unverändert, fast der eines friedlich Schlafenden; nur an der weißen Gesichtsfarbe und an den wächsernen Händen erkannte man den Toten. Das Gesicht war mit vielen kleinen Wunden bedeckt; größere befanden sich an beiden Seiten des Kinns und am linken Auge. Der untere Teil des Körpers war von der Mitte des Leibes an mit einer leichten Decke bedeckt. Einen erschreckenden Eindruck machte es, daß diese bei den Knieen einen Einbug bildete, zeigend, daß hier der Körper aufhöre.

Am Fußende des Bettes war ein Altar errichtet, an welchem ein einfacher Priester Gebete las. Die Möbel waren aus dem Zimmer fortgenommen, nur der Wandschmuck noch vorhanden; es waren dies Bilder von den dem Dahingeschiedenen verwandtschaftlich Nächststehenden. An der einen Wand die der Gemahlin, der Kinder und Geschwister des Kaisers; an der anderen die Eltern, sowie Kaiser

Alexander I. in Lebensgröße; dann folgte die kaiserliche Großmutter, Königin Luise von Preußen, die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. und endlich Kaiser Wilhelm I., letzterer in der Uniform des 1. Garde-Regiments zu Fuß. Wie trat bei diesem Anblick die nahe Freundschaft und Verwandtschaft der beiden Herrscherhäuser, wie auch die russisch-preußische Waffenbrüderschaft vor Augen!

Lange verweilte ich in ernster Betrachtung an dieser traurig-denkwürdigen Stätte.

Abends erfolgte die Sarglegung, der alle anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie beiwohnten, und dann die Überführung des Sarges nach der Palastkirche, von wo aus der edle Tote seine letzte Ruhestätte finden sollte. Wiederum versammelten sich dieselben Personen wie bei der Huldigung in den weiten Sälen. Diesmal aber alle in die tiefste Trauer gehüllt, und gewährten dadurch die sonst so glänzenden Räume einen besonders düsteren Anblick.

Den Trauerzug eröffnete zunächst der kaiserliche Vortritt wie bei der Huldigung, nur selbstverständlich in tiefer Trauer. Dann folgte der Sarg, der genau dem der Kaiserin glich. Zu Häupten trugen ihn der Kaiser und Großfürst Wladimir, zu beiden Seiten alle Großfürsten, wie auch die Herzöge von Oldenburg und Leuchtenberg. Ihnen folgten die Kaiserin wie die anderen weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie. Sämtliche in den Sälen Anwesende knieten nieder, und durch ihre Reihen bewegte sich Schritt für Schritt der feierliche Zug nach der Palastkirche. Dort wurde der Sarg auf

der ausgeschmückten erhöhten Ruhestätte niedergesetzt. Diese umstanden 54 mit Goldtuch überzogene Schemel, auf welchen sich die Orden des Verewigten befanden.

Viel besprochen wurde, daß sich unter den bei der Trauerfeier Anwesenden auch der Adjutant Skobelews, Oberleutnant v. Kaufmann von der Garde-Artillerie, befand, ein Sohn des einst so bekannten siegreichen Feldherrn in Mittelasien. Skobelew, der dem Vater viel für seine Laufbahn zu verdanken, hatte den Sohn nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser genauen mündlichen Bericht über den Verlauf des glücklichen Feldzuges abzustatten. Gerade am Todestage traf er ein. Man sprach darüber, wie sehr der Verstorbene sich gefreut haben würde, den jungen Offizier, dessen Ankunft er mit Ungeduld erwartete, zu empfangen, und wie er ihn geehrt haben würde. Aber Kaiser Alexander III. hatte das gleiche Gefühl. Wenngleich er, im Gegensatz zu seinem Vater, sehr sparsam mit Ernennungen in sein Gefolge war, so wollte er doch im Sinne des Heimgegangenen handeln und ernannte den jungen Offizier zu seinem Flügeladjutanten.

Mit festlichem Trauergepränge in einer Großartigkeit, wie sie nur den verstorbenen Zaren zukommt, fand am 19. März, sechs Tage nach dem Tode, die Überführung der Leiche nach der letzten Ruhestätte, der Festungskirche, statt. Der Weg, den der Zug nahm, ging durch eine wahre Trauerstraße zwischen ungezählten Tausenden von Menschen. Es war nichts gemachtes, nein! man sah ein wahrhaft trauerndes Volk. Von allen Häusern wehten breite schwarze Fahnen, und auch die kleinste Kellerwohnung trug dieses

Zeichen. Die Hauptstadt hatte das Gepräge tiefsten Grames und Kummers. Der eigentliche Trauerzug war, sehr praktischer Weise, in Abteilungen geordnet, dreizehn an der Zahl, vor jeder als Führer ein Zeremonienmeister zu Pferde. Beim ersten Kanonenschuß von der Festung her begab sich jeder nach seiner Abteilung; beim zweiten ordneten sich die Abteilungen, beim dritten setzte sich der Zug in Bewegung. Zu gleicher Zeit stieg an dem Flaggstock der Peter-Paulsfestung eine schwarze Fahne empor. Die Ordnung, in der dieses alles vor sich ging, erhöhte die Feierlichkeit. In der ersten Abteilung befand sich der „Eigene Convoi des Kaisers" und der untergeordnete Hofstaat. In der zweiten fiel zumeist das kostbar angeschirrte Leibroß des Kaisers auf, welches dieser bei der letzten Wachtparade geritten. Zwei Stabsoffiziere der Garde führten es. Auffallend waren auch zwei Ritter auf altertümlich angeschirrten Pferden, der eine in ganz schwarzer, der andere in kostbar gearbeiteter goldener Rüstung. Sie stellten die Trauer um das verflossene und den erhofften Glanz für das neue Kaisertum dar. Den meisten Eindruck machte mir die siebente Abteilung, in welcher durch verschiedene Abordnungen Kaufleute, Bürger und Bauern des Riesenreiches vertreten waren. Welche kennzeichnenden, ehrwürdigen, echt russischen Gestalten erblickte man dort! Die breiten slavischen Gesichter mit den schönen Augen und langen, bis auf die ordengeschmückte Brust herabfallenden, meist grauen oder weißen Bärten. Nirgends fiel mir die Haltung tiefster Trauer so auf, wie in dieser.

Die zwölfte Abteilung war besonders groß und

glänzend, denn in ihr befanden sich, auf reich goldengestickten Kissen getragen, die Orden des heimgegangenen Zaren, 61 fremdländische, 15 russische. Die Orden ihm ferner stehender Staaten wurden zuerst, d. h. am weitesten vom Sarge entfernt, getragen und begannen mit den japanischen. Bei vielen Orden waren die fürstlichen Verleiher ihres Thrones entsetzt, so z. B. Hannover, Hessen, Neapel sowie des bourbonischen Ordens vom heiligen Geist, dessen einer der letzten Ritter der Kaiser war. Die preußischen Orden wurden unmittelbar den russischen vorangetragen, an erster Stelle der Stern des Ordens Pour le mérite mit dem Bildnis Friedrichs des Großen. König Wilhelm I. hatte diesen Orden an den Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl verliehen. An Kaiser Alexander II. verlieh er ihn nach dem glücklich beendeten türkischen Kriege, und der Kaiser trug ihn stets, selbst zum Überrock. Unter den russischen Orden erblickte man den Georgenorden erster Klasse, den nur die Großfürsten-Feldmarschälle Nikolaus und Michael besaßen, sowie Kaiser Wilhelm, der lange Zeit der einzige Ritter dieser Ordensklasse war. Die höchsten Würdenträger trugen die kaiserlichen Abzeichen, die sogenannten „Regalien", unter diesen die sieben Kronen des Zarentums. Außer der kaiserlichen, welche Kaiserin Katharina II. ausführen ließ, die Kronen von: Kasan, Astrachan, Polen, Sibirien, Taurien und Grusien. Besonders fiel die hohe spitze Krone von Astrachan auf, getragen vom Minister Walujew, wie die, eigentlich nur aus den größten Diamanten bestehende, weithin funkelnde Kaiserkrone, getragen von dem greisen General-

adjutanten Fürsten Shuwarow, der nunmehr seinem vierten Kaiser in Treue diente.

Ihm folgte, unter Vorantritt der gesamten Geistlichkeit in ihren prachtvollen Gewändern, brennende Kerzen in der Hand, der wichtigste Teil des Trauerzuges — der Sarg.

Als erster Leidtragender schritt hinter ihm aufrechten Hauptes und ernsten Blickes Kaiser Alexander III.; als erster in seinem Gefolge der tiefgebeugte Hausminister Graf Adlerberg. Ihnen reihten sich die anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie an, deren Damen in Trauerwagen.

Als der Sarg an der Festungskathedrale angelangt, wurde er vom Wagen gehoben und in die Kirche getragen. Am Kopfende trug denselben der Kaiser, zu seinen beiden Seiten seine Brüder, die Großfürsten Wladimir, Alexei, Sergei und Paul. Am Fußende Großfürst Konstantin, seine beiden Söhne zur Seite. Alle anderen Großfürsten beteiligten sich abwechselnd am Tragen, aber auch nahe verwandte fremde Fürstlichkeiten, wie die Erbgroßherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Edinburgh, die Prinzen von Oldenburg.

Die Kirche war, der ernsten Feier entsprechend, auf das würdigste geschmückt. Das schwarze Tuch stach gegen die weißen Marmorsarkophage ab. Von der Decke herab, in der Mitte von vier hohen Marmorsäulen, hing eine große Krone, auf welcher die Reichswappen mit Helmvisieren, die mit Reiherfedern versehen waren, abwechselten. Von dieser Krone herab fiel ein prachtvoller Baldachin, inwendig mit weißrosa

Atlas gefüttert und reich mit Hermelin besetzt. Unter diesem Baldachin befand sich eine mit rotem Tuch überzogene Erhöhung, zu welcher mehrere Stufen heraufführten, und auf dieser stand der dunkelrote, mit Gold gestickte Katafalk, zur Aufnahme des Sarges bestimmt. Unzählige Kerzen erhellten diesen Raum. Die prächtige Farbenabwechselung von Gold, Rot, Weißrosa, wie auch der breite Hermelin bildeten einen ganz eigenartigen Gegensatz zu dem sonstigen düsteren Trauereindruck der Kirche.

Sowie der Sarg an seine Stelle gesetzt, wurde der Deckel abgenommen. Das Antlitz des Toten war, entgegen sonstiger Gewohnheit, mit einem leichten durchsichtigen Schleier bedeckt, da trotz der Einbalsamierung ein schneller Verfall eingetreten war. Die nun folgende Seelenmesse hielt der greise Metropolit Isidor von Petersburg und Nowgorod, der vornehmste russische Kirchenfürst, der an dieser Trauerstelle bereits vor 56 Jahren bei der Beerdigung Kaiser Alexanders I. gestanden als damals bereits hochgestellter Priester. Nach Beendigung der Seelenmesse kniete die kaiserliche Familie um den Sarg, dann brachten die sonstigen Anwesenden, beginnend mit dem diplomatischen Korps, dem Heimgegangenen ihre Huldigung dar.

Es fanden nun bis zur Beerdigung täglich zweimal Seelenmessen statt. Eine traurige Freude war es mir, zu beobachten, wie viele Mitglieder der kaiserlichen Familie auch meiner Trauer bei dieser Gelegenheit gedachten. So kam Großfürst Sergei in der Kirche an mich heran, reichte mir die Hand und meinte, er könne sich denken, wie nahe mir das entsetzliche Ereignis gegangen. Auch der

Großherzog von Hessen und Prinz Alexander von Hessen sprachen in ähnlicher Weise mit mir. Mehrfach war ich auch befehligt, bei der Leiche Ehrenposten zu stehen; einmal auch mit preußischen Offizieren von den Regimentern des Kaisers. Den tiefsten Eindruck machte es mir aber, als ich in einer Nacht von 11 bis 1 Uhr Posten stand.

Die Kirche war nur matt erleuchtet, so daß man vorsichtig die bis zum Sarge führenden Stufen hinaufsteigen mußte. Lautlos vollzog sich die Ablösung. Tiefe Stille herrschte in dem weiten Raume. Nur allmählich konnte sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnen. Ich stand zu Häupten des offenen Sarges und konnte durch den leichten Schleier die Züge des kaiserlichen Toten ungefähr erkennen. Aber trotz der tiefen Stille und der späten Nachtstunde herrschte doch reges Leben in diesen düsteren Räumen. In langen dunkelen Zügen, immer je zwei und zwei nebeneinander, betrat das einfache russische Volk das Gotteshaus. Oft viele Tausende von Werst waren sie herbeigeeilt, um ihren toten Befreier noch einmal zu sehen. Zu Tausenden standen sie, in mitternächtlicher Stunde, still und geduldig vor der Kirche, trotz der eisigen Kälte stundenlang wartend, bis auch an sie die Reihe kam. Da sah man einfache Bauern in ihren langen Röcken, Arbeiter in zerrissenen Pelzen, alte Mütterchen, welche sich nicht gescheut, den weiten Weg zurückzulegen, trotzdem sie sich nur mühsam fortbewegen konnten, weinende Frauen, ihre kleinen Kinder am Arm. Sie alle trugen keine Trauerkleider, denn sie waren zu arm, um sich solche anzuschaffen; aber ihr Gesichtsausdruck sprach deutlich das tiefe Gefühl des Schmerzes aus, welchen jeder einzelne empfand. Jeder und

jede kniete vor dem Sarge nieder; dann traten sie heran und führten unter frommen Bekreuzigungen das auf der kaiserlichen Leiche liegende Heiligenbild an ihre Lippen. Hierauf traten sie in derselben Ordnung, wie sie gekommen, stumm und traurig den Rückzug an, der sie oft bis Moskau, Nishny-Nowgorod, Kasan, Poltawa, Kijew führte. Andere traten an ihre Stelle, und so ging es Stunde für Stunde, Nacht für Nacht. Unzählbar ist die Menge derjenigen, welche aus dem tiefsten Innern des Reiches nach der nordischen Totenstätte eilten.

Groß war auch die Zahl der Kränze jeder Art in Gold und Silber, welche dem Kaiser dargebracht wurden und über seiner Gruft Aufnahme fanden. Am sinnigsten erschien mir aber immer der Kranz einer Gemeinde, deren Namen mir leider entfallen. Es war eine einfache eiserne, aber zerrissene Kette, die dem Zar-Befreier dargebracht wurde.

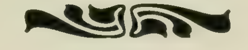
Am 26. März, also vierzehn Tage nach dem Tode, fand die Beisetzung des Kaisers an dem von ihm bestimmten Platze, neben seiner ihm im Tode vorangegangenen Gemahlin statt. Zahlreiche fremde Fürstlichkeiten waren dazu eingetroffen, von Preußen und England die beiden Thronfolger. Die Festungskirche, so groß sie auch ist, war nicht einmal im stande, die Geladenen zu fassen, geschweige denn die sonst Erschienenen. An der Kirchentür empfing der Metropolit den Kaiser und seine Gemahlin, welche die Hand des greisen Priesters küßten; dann begann die Seelenmesse. Nach deren Beendigung trat das Kaiserpaar an den Sarg, kniete dort lange, im Gebet versunken, und nahm dann Abschied von dem geliebten Toten, ihm Stirne und Hände küssend. Wer irgendwie

konnte, versuchte noch einmal, den letzten Anblick des edlen Herrschers zu haben. Hierauf trugen die acht ältesten Generaladjutanten den Sargdeckel herbei; der Kaiser legte den kaiserlichen Purpurmantel in den Sarg, und dieser wurde geschlossen. Hierauf ward er, unter Vortritt des Metropoliten, vom Kaiser und den Großfürsten getragen, welchen die fremden Fürstlichkeiten zur Seite schritten, nach der letzten Ruhestätte, der mit einer Metalleinfassung bekleideten tiefen Gruft übergeführt. Der Metropolit sprach das Einsegnungsgebet, worauf der Sarg langsam in die Tiefe gesenkt wurde. Eine vom Hofe der Festung aufsteigende Rakete verkündete diesen Augenblick, und sofort ertönte von den Wällen der Donner der Geschütze und das Krachen der Gewehrsalven.

Langsam senkte sich die schwarze Trauerflagge vom Flaggenstock der Festung und machte der sich aufschwingenden Flagge des nunmehrigen Kaisers Platz. Der Metropolit reichte dem Kaiser einen mit Erde gefüllten Kasten; niederknieend warf Alexander III. drei Hände voll in die Gruft, welche dumpfdröhnend auf den Sargdeckel fielen. Die Kaiserin folgte seinem Beispiel, worauf das Kaiserpaar stumm, gebeugten Hauptes, das Gotteshaus verließ. Solange die sterbliche Hülle Alexanders II. über der Erde weilte, durfte kein Spiel gerührt werden. Als aber der Kaiser jetzt aus der Kirche heraustrat, empfing ihn die Musik des dort aufgestellten Preobrashenskischen Regiments mit der herrlichen Hymne: „Gott schütze den Zaren!“ Alle dort wie auf den Wällen aufgestellten Truppen brachen in lautes Hurra aus, welches forttönte, bis das Kaiserpaar die Festung verlassen.

Noch lange dauerte es, bis die letzten Anwesenden die Kirche verließen. Die meisten nahmen sich, nachdem sie an der Gruft die letzte Ehre erwiesen, Andenken von den unzähligen Blumenkränzen mit, was bereitwilligst gestattet wurde. Endlich blieben nur noch die Persönlichkeiten zurück, welche am Todestage den letzten Ehrendienst bei Kaiser Alexander II. getan, Generaladjutant Fürst Barclay de Tolli-Weymarn, ein General der Suite und ein Flügeladjutant. An dieser Stätte erst, nachdem die Gruft vollständig geschlossen, war ihr Ehrendienst wirklich beendet.

Kaiser Alexander II. ruhte nun bei seinen Vorfahren.



Achtzehntes Kapitel.

Die Kaisermörder vor Gericht.

Bekanntmachungen des „Exekutivkomitees“. — Die Persönlichkeiten der Angeklagten. — Der Gerichtssaal. — Der Zwischenfall Goldenberg. — Gang der Verhandlung. — Das Urteil.

Es erübrigt nur noch, des Gerichts über die Verbrecher und deren Strafe zu gedenken.

Das „Exekutivkomitee“ der Nihilisten hatte, kaum drei Wochen nach dem Morde, zwei Bekanntmachungen erlassen, gedruckt in der „Druckerei des Volkswillens“ (Narodnaja Wolja), die eine an „Europa“, die andere an Kaiser Alexander III. gerichtet. Durch die Gefälligkeit eines Polizeibeamten erhielt ich Abschrift dieser Schriftstücke. Wenngleich lesenswert, sind sie doch zu lang, um sie wörtlich zu bringen. Das an Europa gerichtete Schreiben zeichnete sich durch einen unverschämten Ton aus. Es beginnt: „Am 1./13. März d. Js. wurde, laut Entscheidung des Exekutivkomitees der russisch-sozialrevolutionären Partei, die Todesstrafe an Kaiser Alexander II. vollzogen. Die langen Jahre tyrannischer Regierung sind einigermaßen würdig bestraft. Das Exekutivkomitee, welches für die Rechte des

russischen Volkes einsteht, wendet sich an die öffentliche Meinung im Westen Europas, um das Geschehene zu begründen." Es werden nun die inneren Zustände Rußlands in den schwärzesten Farben gemalt. Dann heißt es weiter: „Gejagt, gehetzt, durch die herrschenden Bedingungen in die Unmöglichkeit versetzt, ihre Ideen durchzuführen — betrat die revolutionäre Partei allmählich den Weg des tätigen Kampfes gegen die Regierung, indem sie sich darauf beschränkte, mit der Waffe in der Hand die Regierung abzuwehren. Die Antwort der Regierung hierauf war die Todesstrafe! Es wurde unmöglich, zu leben. Es blieb nur die Wahl zwischen moralischem und physischem Untergange...... Die Katastrophe, die Alexander II. traf, ist nur eine einzelne Episode aus dem Kampfe."

Es ist bezeichnend, daß der Nihilismus der Regierung als schweres Vergehen auslegt, wenn sie die Ermordung ihrer Beamten mit dem Tode bestraft. Kennzeichnend ist aber auch, daß die Partei die Ermordung des Kaisers als „eine einzelne Episode" aus dem Kampfe bezeichnet. Es bestätigt dies völlig, was ich zu Beginn dieses Werkes über die Bedeutung der nihilistischen Bewegung gesagt.

Das Schriftstück an Kaiser Alexander III. war noch weit länger, ist aber in einem höflicheren Ton abgefaßt. Es beginnt: „Majestät! Obwohl wir vollkommen die gedrückte Stimmung, in der Sie sich befinden, begreifen, so glauben wir dennoch nicht das Recht zu haben, uns dem Gefühle des gewöhnlichen Anstandes hinzugeben, welches vielleicht forderte, für nachstehende Erklärungen einen anderen Zeitpunkt abzuwarten. Es gibt etwas Höheres als die berech-

tigten Gefühle der Menschen, das ist die Pflicht gegen das Vaterland, welcher der Bürger seine eigenen Gefühle, ja sogar die Gefühle anderer opfern muß. Uns dieser allmächtigen Pflicht beugend, haben wir beschlossen, uns sofort an Sie zu wenden, ohne abzuwarten; denn der geschichtliche Prozeß steht nicht still, welcher uns mit Strömen Blutes und schwersten Qualen bedroht. Die blutige Tragödie, welche sich am Katharinen-Kanal abspielte, war weder Zufall, noch ein unerwartetes Ereignis. Nach allem, was im letzten Jahrzehnt vorgekommen, war sie unausbleiblich, und darin liegt ein tiefer Sinn, den derjenige verstehen muß, den das Schicksal an die Spitze einer Regierung stellt. Etwas derartiges als Bosheit einzelner Persönlichkeiten, oder, wenn Sie wollen, »einer Bande« zu erklären, kann nur der, welchem die Fähigkeit, das Leben der Völker zu zergliedern, völlig fehlt."

Es folgt nun eine Schilderung der bisherigen Entwicklung des Nihilismus und die nähere Auseinandersetzung, daß, wenn die Regierung auch noch so viele an den Galgen schicke, der Kampf doch noch, mit weit entschlosseneren Persönlichkeiten fortgeführt werden würde. Ferner wird mit offener Staatsumwälzung gedroht. Zum Schluß heißt es: „Die Erbitterung ist ja auf unserer Seite ebenso groß. Sie haben den Vater, wir haben auch Brüder, Weiber, Kinder, Freunde und Eigentum verloren. Wir sind bereit, jedes persönliche Gefühl zu ersticken, wenn es sich um das Wohl Rußlands handelt. Dasselbe erwarten wir von Ihnen. Wir stellen keine Bedingungen; die Bedingungen, welche notwendig sind, um die revolutionäre Bewegung durch friedliche Arbeit zu ersetzen, schuf die Geschichte, nicht wir. Wir stellen diese Be-

dingungen nicht, wir erinnern nur an dieselben. Ihrer sind, unserer Meinung nach, zwei: 1. Allgemeine Amnestie allen Staatsverbrechern der früheren Zeit; denn es waren ja gar keine Verbrecher, sondern Vollstrecker einer harten Bürgerpflicht. 2. Berufung von Vertretern des ganzen russischen Volkes zur Durchsicht der Staatsgesetze wie des bürgerlichen Lebens und zu deren Umformung nach dem Wunsche des Volkes. Wir halten es jedoch für nötig, daran zu erinnern, daß die Bestätigung der höchsten Gewalt durch den Volkswillen nur dann erreicht wird, wenn die Wahlen vollkommen frei vorgenommen werden. Sie müssen also auf folgende Weise vollzogen werden: 1. Vertreter aller Klassen und Städte, ohne Ausnahme, werden nach Maßgabe der Einwohnerzahl gewählt. 2. Es dürfen keinerlei Beschränkungen weder für die Vertreter, noch für die Wähler bestehen. 3. Wahlvorbereitungen, wie Wahlen selbst, müssen frei vollzogen werden, und daher muß die Regierung gestatten: a) volle Preßfreiheit; b) volle Freiheit der Rede; c) volle Versammlungsfreiheit; d) volle Freiheit der Wahlprogramme. Das ist das einzige Mittel, Rußland auf den Weg friedlicher Entwicklung zurückzuführen. Wir erklären feierlich, vor dem Angesichte des Vaterlandes und der ganzen Welt, daß unsere Partei sich in jeder Beziehung den Entscheidungen der Volksversammlung fügen wird, wenn dieselbe unter Beobachtung obiger Regeln berufen ist, und ferner, daß wir uns hinfort nie irgend eine Gewalttat gegen die Maßregeln derjenigen Regierung zu Schulden kommen lassen werden, welche diese Volksversammlung einberufen hat. Somit, Majestät, entscheiden Sie. Sie haben zwei Wege vor

sich; von Ihnen hängt die Wahl ab. Wir können nur das Schicksal bitten, daß es Ihrer Einsicht und Ihrem Gewissen die Entscheidung eingebe, welche allein dem Heile Rußlands, Ihrer eigenen Würde und Ihren Pflichten gegen das Vaterland entspricht."

Wie überhaupt die beiden Schriftstücke großenteils Phrasen enthalten, so sind namentlich die letzten „Friedensbedingungen" nur als solche anzusehen. Es war wohl inzwischen der Partei bekannt geworden, daß sie durch die Ermordung Kaiser Alexanders II. auch dessen, bereits als Gesetz bestimmte Verfassung vernichtet hatten. Durch den Schlußsatz jenes Schriftstückes wollten sie den Nachfolger bewegen, diese in Kraft treten zu lassen. Die Partei dachte aber gar nicht daran, sich mit einer solchen Verfassung zu begnügen; sie betrachtete sie nur als Abschlagszahlung. So und so oft hatte sie schon verkündet, daß ihr Ziel die soziale Republik sei.

Bevor ich auf die große gerichtliche Verhandlung gegen die Kaisermörder eingehe, möchte ich die Persönlichkeiten der sechs Angeklagten schildern, die zunächst verhaftet waren und zur Verurteilung kamen. Später fanden übrigens noch viele Verhaftungen und Verurteilungen wegen des Kaisermordes statt.

Der Leiter des Ganzen, wie überhaupt die wichtigste Persönlichkeit der nihilistischen Verschwörung war Andrei Iwanowitsch Sheljabow, ein Bauerssohn aus der Krim, 30 Jahre alt. Ohne jegliche Mittel gelang es ihm, sich bis zur Universität Noworoßisk heraufzuarbeiten. Von dort wurde er „wegen revolutionärer Pro-

paganda" vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen. Immerhin hielt er es für gut, zu verschwinden, und ging nun, wie er sich ausdrückte, unter verschiedenen Namen „unter das Volk", verkündete dort die aufrührerischen Lehren, bildete sich Schüler heran und bereitete die nihilistische Bewegung vor. Bei verschiedenen staatlichen Verbrechen war er, immer als Leiter, beteiligt, namentlich an der versuchten Sprengung des kaiserlichen Zuges. Er war geradezu das Abbild eines Verschwörers. Groß, schlank, sehnig, mit überaus kennzeichnendem Kopf; hohe Stirn, starkes, leicht gekräuseltes Haupthaar, dunkeler, ziemlich langer Vollbart; die bräunliche Gesichtsfarbe des Südrussen, zu der die großen, schwarzen, scharf blickenden Augen gut paßten. Kein Mensch konnte glauben, einen Bauerssohn vor sich zu haben. Auch der ganze Schnitt der Kleidung, die vornehmen kleinen Hände paßten für solchen nicht. Er hatte jede Verteidigung abgelehnt und versuchte überhaupt nicht, sich selbst zu verteidigen, was ja doch nutzlos gewesen wäre, sondern nur einige seiner Mitgefährten zu entlasten. Sein Gesicht zeigte häufig ein spöttisches Lächeln. Dies benutzte der damals noch sehr junge Staatsanwalt Murawjew geschickt in seiner meisterhaften Anklagerede, der er, nebst seinen sonstigen Eigenschaften, zu verdanken hat, daß er heute Minister der Rechtspflege ist. Indem er in dichterischen Wendungen das Blutbild vom Katharinen-Kanal schilderte, unterbrach er sich selbst mit den Worten: „Aber hier unterbricht mich auf einen Augenblick das Lächeln Sheljabows, welches ihn während der ganzen gerichtlichen Verhandlung nicht verlassen hat und welches ihn wahrscheinlich veranlassen wird, auch das er-

schütternde Bild des Ereignisses vom 1. März mit Hohn zu bespötteln. Aber ich sehe inmitten der Angeklagten einige, die, welches Sinnes sie auch sein mögen, dennoch nicht in einer solchen Stimmung sind wie Sheljabow, und daher entschließe ich mich, noch einmal das allgemeine Leid seinem Spotte auszusetzen. Ich weiß, daß es nicht anders sein kann; denn, wenn Menschen weinen, da lächelt Sheljabow."

Eigentümlich war auch die Verhaftung dieses Nihilistenführers. Ein anderer von der Polizei gesuchter Nihilist, der aber mit dem Kaisermorde nichts zu tun hatte, ein Student Trigonja, wurde auf die Angaben Goldenbergs hin von den besten Geheimpolizisten auf Schritt und Tritt verfolgt. Auf diese Weise gelang es ihnen, alle verdächtigen Häuser kennen zu lernen. Endlich wußte man, was man wissen wollte, und es erfolgte der Befehl, Trigonja zu verhaften.

Als am Abend des 10. März ein gewisser Peter Iwanow in dessen Wohnung war, nahm der berühmte Geheimpolizist Wanden-Bergen mit seinen Gehilfen ein Zimmer in diesem Hause und befahl der Dienstmagd, Trigonja herauszurufen. Kaum hatte dieser fragend den Flur betreten, als er verhaftet und in ein besonderes Zimmer geführt wurde. Gleichsam das Geschehene erratend, verließ auch „Peter Iwanow" das Zimmer und suchte die Ausgangstür zu gewinnen, wurde jedoch sofort verhaftet. Er zog einen Revolver; doch im Augenblick war ihm die Waffe entrissen. Darauf stellte er sich spöttisch als „Kaisermörder aus Alexandrowsk" (Anschlag gegen den kaiserlichen Zug) vor und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß er sich so leicht

Die Angeklagten.

1. Ryssakow 2. Michailow 3. Jesse Helfmann 4. Kibaltschisch 5. Sofie Perowska 6. Sheljabow



habe verhaften lassen. „Wenn Sie mich auf der Straße oder in meiner Wohnung getroffen hätten", sagte er, „so hätte mein Revolver selbstverständlich ein Wort mitgesprochen, und ich wäre Ihnen entkommen. Ich weiß, daß ich ein von der Regierung begehrter Leckerbissen bin." Der Geheimpolizist Vanden-Bergen sowie sein Genosse Laich waren überzeugt, daß sie den langgesuchten, durch Goldenberg verratenen Genossen Hartmanns, Sheljabow vor sich hätten. Peter Iwanow stellte jedoch seine Übereinstimmung mit Sheljabow durchaus in Abrede. Erst als einer der Geheimpolizisten ihm sagte: „Ich entsinne mich Ihrer von 1874 her; Sie sind Sheljabow", antwortete Peter Iwanow spöttisch: „Ihr ergebener Diener."

Nächst diesem nahm unstreitig Sophie Lwowna Perowskaja die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Wenn man diese hübsche blonde Mädchenerscheinung mit dem rundlichen Gesicht, winzigen Munde, freundlichen, mit schwarzen Brauen beschatteten blauen Augen, in ihrer einfachen. aber geschmackvollen dunkelen Kleidung auf der Anklagebank sitzen sah, so konnte man nicht glauben, eine der gefährlichsten Staatsverbrecherinnen vor sich zu haben, die je vorgekommen, ohne die, wie wir früher gesehen haben, der Mord des 13. März unterblieben wäre. Sophie Perowskaja entstammte einem alten russischen Adelsgeschlecht, das dem Staate viele hohe Würdenträger, dem Kaiser viele treue Diener gegeben hatte. Auch ihr Vater war in Staatsstellung gewesen und lebte dann verabschiedet in Petersburg, dessen Gouverneur sein Bruder viele Jahre lang war. Bis zum 17. Jahre wurde sie im elterlichen Hause erzogen; dann be-

suchte sie eine der hauptstädtischen weiblichen Erziehungsanstalten. Dort kam sie, von den Eltern nicht genügend beobachtet, mit ihren Mitschülerinnen in Gesellschaft von Studenten, machte die Bekanntschaft verschiedener Nihilisten und trat endlich in nähere Beziehungen zu jenem Hartmann, dessen Nichtauslieferung seitens Frankreichs, wie wir gesehen haben, den gerechten Unwillen Kaiser Alexanders II. in so hohem Maße erregte, und schließlich auch zu Sheljabow. Kaum 18 Jahre alt, verließ sie heimlich das väterliche Haus und wurde freiwillige Volksschullehrerin. Bald schloß sie sich der beginnenden nihilistischen Bewegung an, wurde verhaftet und im Verwaltungswege nach Sibirien geschickt. In äußerst schlauer und kühner Weise gelang es ihr, zu entfliehen, und nun hielt sie sich, von der Polizei stets gesucht und nie gefunden, unter den verschiedensten Namen in allen möglichen Städten auf, immer im Dienst der nihilistischen Partei, an der Leitung mehrerer Verbrechen tätig. Nach der Ermordung des Kaisers verblieb sie in Petersburg und wurde erst vierzehn Tage später verhaftet. Ein Geheimpolizist, der sie immer im Auge behalten, ohne ihrer habhaft zu werden, erblickte sie auf dem Newski-Prospekt, als sie gerade einen Schlitten bestiegen. Schnell entschlossen sprang er in diesen und erklärte sie für verhaftet. Sie bot ihm alles Geld an, was sie bei sich hatte, 30 Rubel, wenn er sie freiließe. Natürlich vergebens.

Der „Chemiker" der Partei, Kibaltschisch, der die so überaus kunstvollen Bomben gefertigt, war erst 27 Jahre alt und doch schon ausgezeichnet in seinem Fach, ein Priestersohn. Deren finden wir viele in der nihilistischen Bewegung.

Er erhielt auch seine erste Bildung auf einem priesterlichen Seminar. Später trat er in den Staatsdienst, und zwar in die kaiserliche mediko-chirurgische Akademie, über. Dort wurde er wegen Verbreitung staatsgefährlicher Schriften verhaftet und zu einer einmonatlichen Kerkerstrafe verurteilt, welche er auch abbüßte. Nun trat er in Verbindung mit der nihilistischen Partei und widmete dieser seine Dienste, wesentlich nur als Chemiker. An den Beratungen und Beschlüssen nahm er nicht teil. Sein unschönes, schmales, hageres, bleiches Gesicht, mit langer spitziger Nase zeigte einen sehr klugen Ausdruck. Auf der Anklagebank fuhr er sich oft nervös durch seine langen, ihm über das Gesicht fallenden dunkelen Haare, oder zeichnete irgend etwas auf Papier, was sichtbar mit den Verhandlungen gar keinen Zusammenhang hatte. Fortwährend waren seine Gedanken anderweitig beschäftigt; noch im Gefängnis arbeitete er an einer Flugmaschine. Er schien völlig in sein Schicksal ergeben; die langen Verhandlungen langweilten ihn sichtbar. Er schien sich zu sagen: „Wozu das alles? Es nutzt doch nichts."

Die drei anderen Angeklagten waren untergeordneter Art.

Ryßakow, der die erste Bombe warf, war der Sohn eines Kleinbürgers aus dem nördlichen Rußland. Nachdem er die Realschule erledigt, trat er in das kaiserliche Berginstitut und erhielt, seiner Armut wegen, Staatsunterstützung. Er sollte verhaftet werden, weil er mit einem Nihilisten zusammen gewohnt, entzog sich aber der Verhaftung, verschaffte sich einen falschen Paß, kam in nihilistische Kreise und wurde ein Schüler Sheljabows. Er war erst 19 Jahre alt, eine häßliche gedunsene Erscheinung, mit

stumpfsinnigem Blick. Seine Mitschuldigen, namentlich Sheljabow und die Perowskaja, behandelten ihn mit sichtbarer Verachtung, weil er in seiner Angst alles ausgesagt hatte, was er wußte, und dadurch vieles verraten, namentlich auch die Festnahme des Kibaltschisch ermöglicht hatte. Ihm ähnelte der Bauerssohn Michailow, dem durch Rysakows Aussagen nachgewiesen war, daß er einer der Bombenwerfer gewesen. Außerdem hatte er bei seiner Verhaftung mehrere Polizisten durch Schüsse schwer verwundet; von ungeschickter, schwerer Gestalt, verfügte er über wahre Riesenkräfte. Nur mit Mühe konnte er verhaftet werden. Er wehrte sich wie ein Stier. Während der Verhandlungen tat er, als ob ihn die Sache gar nichts anginge; fortwährend kaute er an seinen schmutzigen Nägeln. Die sechste Angeklagte endlich war eine Jüdin Jeße Helfmann, 25 Jahre alt; eine auffallend häßliche Erscheinung. Sie war die Wirtin jenes Verschwörerquartiers, in welchem das Verbrechen, mit ihrem Wissen, vorbereitet wurde. Da sie schwanger war, hoffte sie dem Galgen zu entrinnen.

Am 6. April n. St. begannen die Gerichtsverhandlungen, nicht vor einem Kriegsgericht, sondern vor dem obersten Gerichtshof. Kaiser Alexander III. entschied sich für das öffentliche Verfahren, damit nicht abermals falsche Nachrichten über grausame Behandlung, Geständniserpressung der Angeklagten durch die Folter in Rußland und in der ausländischen Presse verbreitet würden. Die Verhandlungen fanden im großen Saale des Gerichtsgebäudes an der Liteinaja statt. Den Vorsitz führte Senator Fuchs, die Anklage vertrat Oberstaatsanwalt Murawjew; die Verteidigung ruhte in den

Händen der besten Rechtsanwälte Petersburgs. Die Senatoren, im Talar mit großer Halskette, saßen um einen grünen, hufeisenförmigen Tisch. Rechts von diesem befand sich die etwas erhöht liegende Anklagebank, an deren beiden Seiten standen Gendarmen mit gezogenem Säbel. Unter den Zuhörern befanden sich stets viele hohe russische Würdenträger, jedoch keine Mitglieder der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme des nie fehlenden alten Herzogs Peter von Oldenburg. Auch die fremden Botschafter und das diplomatische Korps waren oft vertreten. Natürlich war alles bis auf den letzten Platz besetzt und sehr schwer Einlaßkarten zu erhalten. Gegenüber den Angeklagten sah man, auf einer kleinen Kanzel, den Oberstaatsanwalt Murawjew, eine kleine jugendliche Erscheinung mit bartlosem, klugem Gesicht. Seine ihm ungewohnte goldgestickte Uniform mit hohem Kragen war ihm sichtbar unbequem. Er sprach, wie schon erwähnt, ausgezeichnet und gab sich der Verteidigung gegenüber niemals Blößen. Die Verteidiger hatten einen sehr schweren Stand, denn was sollten sie schließlich zu Gunsten der Angeklagten anführen? Jeder begann seine Rede mit einer Entschuldigung, daß er überhaupt versuchen wolle, zu Gunsten des Angeklagten zu sprechen.

Vorbemerken muß ich, daß die Verhandlung durch den Vorsitzenden mit ausgesprochener Unparteilichkeit geleitet und den Angeklagten, soweit als möglich, volle Redefreiheit gestattet wurde. Doch muß ich hinzufügen, daß letztere sich ruhig und anständig benahmen, nicht so wie ich es bei anderen nihilistischen Gerichtsverhandlungen gesehen und geschildert habe.

Nach Verlesung der Namen der Angeklagten erklärte Sheljabow, daß er die Zusammensetzung des Gerichtshofes als giltig nicht anerkennen könne, da seine Partei sich im Kriege mit der Regierung befände. Es könnten daher nicht Staatsbeamte, also Mitglieder nur einer der kriegführenden Partei, Richter sein, sondern aus dem ganzen Volk gewählte, oder mindestens Geschworene. Mit dieser eigentümlichen Auffassung wurde er natürlich abgewiesen.

Nach seinem Glauben befragt, erklärte er: „Ich bin in der orthodoxen (griechisch-katholischen) Kirche getauft, stelle aber die Orthodoxie in Abrede, obschon ich das Wesen der Lehre Jesu Christi anerkenne. Dieses Wesentliche der Lehre nimmt in der Mitte meiner seelischen Überzeugungen einen Ehrenplatz ein. Ich glaube an die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Glaubenslehre und erkläre feierlich, daß der Glaube ohne Werke tot ist, und daß jeder Christ für Wahrheit und für das Recht der Schwachen und Bedrückten kämpfen und, wenn notwendig, leiden muß. Das ist mein Glaube."

Zu einem aufregenden Auftritt kam es wegen des schon öfters erwähnten, totgesagten Zeugen Goldenberg. Der Verteidiger Kibaltschichs, Rechtsanwalt Gerard, entschieden der mutigste aller Verteidiger, erklärte, die Aussage Goldenbergs dürfe nicht vorgelesen werden, da er an dem Verbrechen des 13. März nicht beteiligt war, und führte die entsprechenden Gesetzesstellen an. Hierauf entgegnete der Staatsanwalt, Goldenberg sei allerdings bei einem gemeinsamen Verbrechen mit Sheljabow beteiligt gewesen, nämlich der versuchten Sprengung des kaiserlichen Zuges bei Alexandrowsk. Der Verteidiger erwiderte,

dann dürften nur die Aussagen bezüglich jenes Verbrechens verlesen werden. In dem Streit, der hierüber entstand, erbat Sheljabow das Wort und erklärte, er habe um die Vorladung zweier verhafteter Mitglieder seiner Partei als Zeugen gebeten; doch sei ihm dieser Wunsch abgeschlagen worden, da es dem Geiste der russischen Gesetze nicht entspräche, Zeugen vorzuladen, die dasselbe Ziel verfolgten, wie ein in Anklage stehender Staatsverbrecher. Da sich nun der Geist der russischen Gesetze doch auch auf Goldenberg erstrecke, der seinerzeit gleichfalls mit ihm dasselbe Ziel verfolgt, so dürfe sinngemäß auch nicht dessen Aussage verlesen werden. Im übrigen bäte er um eine amtliche Bescheinigung über Goldenbergs Tod. Der gerichtsführende Senat hielt die Angelegenheit für so wichtig, daß er sich zur Beratung zurückzog. Nach Wiedereröffnung der Verhandlungen wurde der Bescheid des Senates verlesen, daß sich in den Akten genügende Beweise über Goldenbergs Tod befänden. Er habe bei Lebzeiten seine Mitteilnehmer angegeben, könne aber nun, seines erfolgten Todes wegen, über diese Angaben nicht mehr befragt werden. Daher sei die Lage bezüglich seiner Aussagen eine andere, als die der von Sheljabow verlangten Zeugen. Es wurde daher beschlossen, die bezüglichen Aussagen Goldenbergs vorzulesen. Ich führe diesen, übrigens einzigen Zwischenfall an, um zu zeigen, daß den Angeklagten doch weit mehr Redefreiheit gelassen wurde, als im Auslande bezüglich der russischen Gerichte geglaubt wird.

Nach diesem Auftritt wurde die lange Anklageschrift verlesen, die nicht mehr viel Neues bringen konnte. Bei der demnächstigen Vernehmung der Angeklagten war die Aus-

sage Rysakows wissenswert, daß, als der Kaisermord beschlossen war, Sheljabow „einen Ruf erschallen ließ“, in welchem er unter seinen jungen Anhängern Teilnehmer forderte. Es meldeten sich 47, von denen er zunächst 19 aussuchte. Man sieht hieraus, wie weit die Bewegung schon gediehen war.

Michailow erklärte die Angabe Rysakows, auch er sei einer der Bombenwerfer gewesen, für eine freche Lüge. Er gehöre zwar der Partei an, sei jedoch an dem Kaisermorde völlig unbeteiligt. Die Perowskaja bekannte sich als Agentin des „Exekutivkomitees“, gestand alles offen ein und versuchte nur durch ihre Aussagen die Helfmann und Michailow zu retten. Sheljabow nannte sich einen Agenten dritten, d. h. höchsten Grades der Partei, deren Gliederung er, ob wahrheitsgetreu, ist fraglich, schilderte. Sie beruhe auf Kreisen; der jüngere Kreis gehorche unbedingt dem älteren und dieser wiederum dem Mittelpunkt des Kreises. Nur in diesem sei den Mitgliedern alles bekannt; sonst wisse keiner vom anderen. So hätten die Bombenwerfer keine Ahnung von der Mine gehabt, und umgekehrt. „Wir haben unsere Kinderschuhe hinter uns, wir haben schon was erlebt“, äußerte er bei einer Gelegenheit. Er gestand, bei dem verunglückten Versuch gegen den kaiserlichen Bahnzug bei Alexandrowsk an den Knopf der elektrischen Leitung gedrückt zu haben, doch habe diese versagt. Man nahm nach der verfehlten Benutzung die Leitung heraus und ließ die ungeheure Menge Dynamit an Ort und Stelle liegen, „für ein anderes Mal“. Da diese Masse doch immerhin auf irgend eine Weise zur Entzündung ge-

langen konnte, so waren alle die Bahnzüge gefährdet, welche täglich über jene Stelle fuhren.

Kibaltschisch forderte alle Augenblicke die Sachverständigen über diese oder jene Frage bezüglich der Sprengwirkung seiner Minen und Bomben auf. Man konnte glauben, sich in einem anregenden Gespräch zwischen Chemikern zu befinden. Er versicherte, alle die bedeutendsten chemischen Werke der letzten Zeit in russischer, deutscher, englischer und französischer Sprache studiert zu haben. Wirklich erklärten auch die Sachverständigen die zu so schändlichem Zweck benutzten Bomben für Meisterwerke. Endlich vermachte Kibaltschisch der Regierung seine letzte Erfindung über ein Fluggestell. Man mußte sich sagen, daß, wenn dieser junge Mann nicht auf verbrecherische Abwege gekommen wäre, er vielleicht hätte eine Berühmtheit in seinem Fach werden können.

Die Rede des jungen Staatsanwalts Murawjew dauerte fünf Stunden. Nach einer, man könnte fast sagen, dichterisch-schönen Schilderung der Vorgänge des kaiserlichen Todes kam wieder der Rechtsgelehrte zur Geltung. So betonte er besonders, daß es des Geständnisses der Angeklagten überhaupt gar nicht bedurft hätte, da auch ohne dieses die Voruntersuchung bereits alles aufgeklärt habe. Mit Sicherheit behauptete er, an dem Kaisermorde seien elf Personen beteiligt, von denen sechs auf der Anklagebank, zwei tot und drei, das Ehepaar Kobosew und der zweite „Chemiker", noch nicht ermittelt seien. Hierin irrte er allerdings gewaltig, und die Angaben Sheljabows und Rysakows über die weit größere Anzahl der Teilnehmer schienen in der

Folge nicht übertrieben. Sehr lobte der Staatsanwalt das offene Bekenntnis Rysakows, über welchen er, wohl hierdurch beeinflußt, verhältnismäßig am mildesten sprach. Sheljabow nannte er das Abbild eines Verschwörers, legte ihm aber, was doch wohl nicht ganz richtig, bezüglich seines Verhaltens vor Gericht Eitelkeit als Beweggrund unter. Seine Schlußworte, die Perowskaja betreffend, lauteten: „Ich kann nicht auf die anderen Angeklagten übergehen, ohne auf einen besonderen Zug in der Teilnahme der Perowskaja an dem Verbrechen aufmerksam zu machen. Wir können uns eine politische Verschwörung vorstellen, welche die grausamsten, empörendsten Mittel nicht verschmäht, und an welcher doch ein Mädchen teilnimmt. Daß aber ein Mädchen an der Spitze einer solchen Verschwörung steht, alle Anordnungen zur Ausführung trifft, mit cynischer Kaltblütigkeit die Pläne zeichnet, daß ein Mädchen zur Seele der Verschwörung wird, selbst sich an den Ort der Ausübung des Verbrechens begibt und sich an dem Werke seiner Hände weidet, — ein solches Weib zu begreifen, verbietet uns das gewöhnliche moralische Gefühl." Er forderte schließlich für alle Angeklagten die Todesstrafe.

Der Verteidiger Rysakows, Rechtsanwalt Unkowski, erinnerte an die milden Worte des Staatsanwalts, erwähnte der Jugend des Angeklagten, seiner Unerfahrenheit, und wie er fast unbewußt auf die Bahn des Verbrechens gelangt wäre, welches er jetzt bitterlich bereue. Er endete: „Schließlich glaube ich, daß das lichte Bild des Zar-Befreiers, gegen den der Angeklagte so schwer gesündigt, mir das Recht

gibt, um Nachsicht zu bitten, da die gegenwärtige Angelegenheit, soweit sie wenigstens Rysakow betrifft, lebhaft an den Fall erinnert, wo der Erlöser sagt: »Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«" Der Verteidiger Michailows hielt dessen Beteiligung am Kaisermorde durchaus nicht für bewiesen, da sie nur durch die sehr anfechtbare Aussage des Mitangeklagten Rysakow bezeugt sei. Von der Helfmann war nicht viel zu sagen. Ihr Anwalt Gerke hob hervor, daß sie 1875, wo von Kaisermord noch nicht die Rede war, wegen Teilnahme an aufrührerischen Vereinigungen zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt worden sei, der aber zwei Jahre Untersuchungshaft vorangingen. Erbittert sei sie aus dem Gefängnis gekommen und habe sich nun ganz der nihilistischen Partei angeschlossen. Sie träfe aber nur der Vorwurf, Wirtin des Verschwörungsquartiers gewesen zu sein; an den Beratungen habe sie jedoch nicht teilgenommen. Am schärfsten trat der Verteidiger von Kibaltschisch, Rechtsanwalt Gerard, auf, der schon bei Beginn der Verhandlungen jenen besprochenen einzigen Zwischenfall hervorrief. Er hob die ausgezeichnete Führung des jungen Menschen auf der Schule hervor, die er bereits mit siebzehn Jahren glänzend beendet, ebenso sein gutes Zeugnis von der kaiserlichen mediko-chirurgischen Akademie. Er sei nur verhaftet worden, weil er einem Soldaten ein verbotenes Buch gegeben und weil ein verschlossener Ballen verbotener Schriften bei ihm gefunden worden sei. Die Gerichtsbehörde habe damals die Anklage nicht in vollem Maße aufrecht erhalten und ihn nur zu einem Monat Festungsstrafe verurteilt, der aber fast drei Jahre Untersuchungshaft vorausgingen.

Die Wiederaufnahme in die Akademie sei ihm abgeschlagen, und als sich nun die Staatsverbrechen mehrten, sei er, wie jeder, der in eine derartige Untersuchung verwickelt war, aus Petersburg ausgewiesen worden. Seiner Zukunft beraubt, wurde er in die Arme des Verbrechens getrieben. Der Verteidiger griff nun die bisherigen Zustände so scharf an, daß er mehrfach vom Vorsitzenden zurechtgewiesen werden mußte. Er schloß mit den Worten: „Der Herr Oberstaatsanwalt, welcher die Bestrafung fordert, sieht in ihr eine Heilung von dem Übel, mit welchem wir alle kämpfen müssen. Ich aber sage, daß diese Strafe eben nur eine Strafe sein wird, nicht eine Heilung."

Rechtsanwalt Kedrin, der Verteidiger der Perowskaja, faßte sich sehr kurz. Auch er bat um Milde, weil sie in früher Jugend in den Nihilismus durch allerlei Umstände getrieben worden sei. Wie wir sehen, hatten alle Verteidiger diesen höchst bequemen Milderungsgrund als Hauptstück ihrer Verteidigung genommen, wodurch schließlich jeder Mord entschuldigt werden kann. Sheljabow verteidigte sich selbst, aber nicht geschickt. Er schweifte fortwährend von der eigentlichen Sache ab, Grundsätze und Gliederung der nihilistischen Partei betreffend, so daß ihn der Vorsitzende immerfort unterbrechen mußte. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, Michailow und die Helfmann reinzuwaschen. Sich selbst gab er völlig preis. Als er bei einer Gelegenheit bemerkte: „Ich habe ebensogut das Recht wie der Herr Staatsanwalt, mich einen Russen zu nennen!" erfolgten unter den Zuhörern Zeichen der Entrüstung. Er richtete sich gerade

auf und sah einige Zeit die Zuhörer fast drohend an, bis wieder Stille eingetreten war. Als ihm das letzte Wort gestattet wurde, bedauerte er, überhaupt gesprochen zu haben. Mehr habe er nicht zu sagen. Die letzten Worte der Perowskaja waren der Ausdruck ihrer Empörung, daß man ihr oder ihrer Partei Unsittlichkeit vorgeworfen.

Nach fünftägigen Verhandlungen wurde am 10. April, 6 Uhr früh, nach stundenlanger richterlicher Beratung das Urteil gesprochen, welches, wie sich nicht anders vermuten ließ, für alle sechs Angeklagten auf Tod durch den Strang lautete. Bezüglich der Helfmann wurde beantragt, die Todesstrafe aufzuschieben, weil sie ihrer Entbindung entgegensah. Tatsächlich ist sie auch nicht an ihr vollstreckt worden; was jedoch mit ihr geworden, weiß man nicht. Sie soll nach Sibirien verbannt worden sein, sich aber sehr gut geführt haben und in einer der dortigen Regierungskanzleien beschäftigt werden.

Neunzehntes Kapitel.

Die weltliche Sühne des Verbrechens.

Vorherige Bekanntmachung der Hinrichtung. — Die Richtstätte. — Die Henker. — Stadthauptmann Baranow. — Die Fahrt der Verbrecher. — Am Fuße des Galgens. — Die Hinrichtung. — Ein schrecklicher Zwischenfall. – Schlußworte. — Die Selbstherrschaft gesichert.

Das blutige Verbrechen sollte seine blutige Sühne finden. Öffentlich, wie das Gerichtsverfahren, sollte auch die Strafe sein. Ich wohnte der Hinrichtung der Verbrecher dienstlich bei und gebe sie so wieder, wie ich sie unmittelbar darauf geschildert. Manches wird ja an die Schilderung der Hinrichtung Mlodezkis erinnern, der den Mordversuch gegen Graf Loris-Melikow unternahm; doch war das jetzige Schauspiel um so viel grausiger als damals, daß man wohl hierüber hinwegsehen kann.

Am 15. April früh 7 Uhr war an allen Straßenecken und Plätzen folgende amtliche Bekanntmachung angebracht:

„Heute, den 3. (15.) April um 9 Uhr morgens werden die Staatsverbrecher: die adlige Sophie Perowskaja, der Sohn eines Geistlichen Nikolai Kibal-

tschisch, der Kleinbürger Nikolai Ryßakow, die Bauern Andrei Sheljabow und Timofei Michailow der Todesstrafe durch den Strang auf dem Shemeonowschen Platz unterzogen werden. Was die Verbrecherin, Kleinbürgerin Helfmann anbetrifft, so wird die Hinrichtung derselben wegen ihrer amtlich festgestellten Schwangerschaft auf Grund des Gesetzes bis zu deren Genesung verschoben."

Es berührte eigenartig, die Hinrichtung schon im voraus angesagt zu sehen, denn natürlich drängten nun Tausende nach dem Richtplatz; allerdings wollte ja die Regierung das Verbrechen möglichst öffentlich gesühnt sehen. Welche Gedanken müssen den Verbrechern durch die Seele gezogen sein, als sie auf der letzten Fahrt jene Kundgebungen lasen!

Gegen 7 Uhr füllten sich die Straßen, welche der grausige Zug zu durchschreiten hatte, die Liteinaja, Nadeshdenskaja, Nikolajewskaja bis zum Shemeonowschen Platze mit ungezählten Menschenmassen. Die Fenster, selbst oft die Dächer der Häuser waren dicht besetzt. An allen Knotenpunkten der Straßen standen stärkere Truppenabteilungen, vom Leib-Garde-Finnländischen Regiment gegeben.

Wer, von der Nikolajewskaja kommend, den riesigen Shemeonowschen Platz betrat, erblickte zunächst nur eine nach Tausenden zählende Menge. Doch die zur dortigen Rennbahn führenden Gebäude verwehrten vorläufig noch die eigentliche Richtstätte zu sehen. Erst wenn man an ihnen vorbei war, hatte man deren grausigen Anblick. Mitten auf dem Platze erhob sich der schwarz angestrichene Galgen, seiner Opfer harrend. Auf einer etwa

fünf Fuß hohen, zwanzig Fuß im Geviert messenden Erhöhung, zu welcher mehrere Stufen heraufführten, erhoben sich die starken Seitenbalken, durch einen schwächeren Querbalken verbunden. An letzterem erblickte man sechs eiserne Ringe in der Entfernung von zwei Fuß voneinander. Es scheint somit, daß man bei Anfertigung des Galgens an die Hinrichtung der Helfmann geglaubt hatte. Hinter diesen Balken standen die drei Schandsäulen, von denen Ketten herunterhingen, dazu bestimmt, die Verbrecher zu fesseln, wenn sie etwa bei Verlesung des Urteils Widerstand leisten sollten. Eine Leiter war an den Querbalken angelehnt, um von ihr aus die Stricke in den vorerwähnten Ringen befestigen zu können; außerdem erblickte man auf dem Gerüst drei Stufen, auf welche die Verurteilten hinaufsteigen mußten, wenn ihnen die Schlinge um den Hals geknüpft wurde. Alles dies war, wie gesagt, schwarz angestrichen und machte auch selbst auf den mit starken Nerven Begabten einen schauerlichen Eindruck; den schauerlichsten machten aber die hinter dem Gerüst stehenden fünf offenen Särge, in jedem derselben einige Hobelspäne, welche den Kopf ihres baldigen Bewohners als Unterlage dienen sollten. Dort lagen auch die grauen Überwürfe, die den Verurteilten, bevor sie die unheimlichen drei Stufen besteigen, über den Kopf gezogen werden. Sie dienten dazu, die verzerrten Gesichtszüge der Gehängten zu verbergen, doch waren sie für den, der sie trug, durchsichtig, so daß die, welche zuletzt an die Reihe kamen, den schrecklichen Anblick der Hinrichtung ihrer Gefährten hatten.

Zu Füßen des Galgens warteten die vier Gehilfen des

Henkers, alle, ohne Ausnahme, wegen schwerer Verbrechen bestrafte Sünder, mit widerlich-cynischem Gesichtsausdruck, gekleidet in den grauen Anzug der Strafgefangenen, die runde Mütze auf dem Kopf, in große Pelze gehüllt, auf welchen der Stempel einer Strafgefangenenanstalt befindlich, auf ihren Meister Frolow. Dieser, wegen mehrerer Morde mit lebenslänglicher Einkerkerung bestrafte Verbrecher, versah seit zwei Jahren sein trauriges Amt mit der ganzen Gleichgültigkeit und Roheit eines zum Tier gewordenen Menschen.

Vor dem Gerüst befand sich ein mit Brettern belegter Platz, von welchem aus später das Urteil verlesen werden sollte und auf dem zahlreiche höhere Offiziere und Berichterstatter russischer und ausländischer Blätter standen. Um das Gerüst herum hatten die zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmten Truppenteile, acht Garde-Bataillone unter Befehl des Generaladjutanten, Generalleutnants Baron Driesen, in der Form eines nach einer Seite zu offenen Vierecks Aufstellung genommen; in zweiter Reihe hielten Kasaken und andere Fußtruppen die Volksmenge zurück.

Gegen 8 Uhr kam der neue Stadthauptmann Baranow in voller Paradeuniform, die Brust mit Orden bedeckt, überzeugte sich, daß die polizeilichen Anordnungen richtig getroffen, und begab sich dann zurück, um sich von der Ordnung auf den Straßen zu überzeugen. Baranow hatte eine eigentümliche Laufbahn hinter sich. Er war höherer Flottenoffizier und zeichnete sich im türkischen Kriege besonders dadurch aus, daß er mit einem kleinen russischen Kriegsschiff ein großes türkisches eroberte. Hierfür erhielt er den Georgen-

orden und wurde Flügeladjutant. Später entstanden jedoch dienstliche Unannehmlichkeiten. So beschwerte er sich, daß seine Eingaben für seine Untergebenen nicht berücksichtigt würden, und griff die ganzen Dienstverhältnisse in der Flotte an. Diese getadelten Verhältnisse wurden in nicht mißzuverstehender Weise dem damaligen Großadmiral Großfürst Konstantin zur Last gelegt. Schließlich bat er dienstlich „um die Ehre, die Marineuniform ausziehen zu dürfen". Dieses Gesuch ward gewährt, ihm aber auch zugleich der Abschied erteilt. Nach kurzer Zeit wurde er aber auf Bitte von Loris-Melikow und zwar als Oberst der Artillerie in dessen Stab wieder angestellt. Kaiser Alexander III., der auf die Tatkraft und Entschlossenheit Baranows große Stücke hielt, ernannte ihn zum Stadthauptmann von Petersburg unter Beförderung zum Generalmajor. Er zeigte sich jedoch dieser Stellung nicht gewachsen und vertauschte sie bald mit einem Gouverneurposten.

Die Menschenmenge wuchs von Minute zu Minute, und endlich erschien, in einem geschlossenen Wagen, auf dessen Bock ein Polizist, von Kasaken bewacht, — der Henker Frolow. Er war nicht in der Kleidung der Strafgefangenen, sondern in Bauerntracht. Ein starker Bart beschattete das häßliche Gesicht, aus dem die rot entzündeten, triefenden Augen zunächst auffielen; mit fast höhnischer Miene schritt der Verbrecher an den Truppen vorbei und betrat das Gerüst; hinter ihm folgte sein Gehilfe, einen Sack in der Hand, in welchem die Stricke befindlich. Frolow stieg an der Leiter in die Höhe, zog die fünf Stricke, an welchen bereits die Schleife geschlungen, durch die vorerwähnten Ringe und

befestigte sie dann an den Seitenbalken; hierauf prüfte er jeden Strick auf seine Haltbarkeit, indem er mit aller Kraft an ihm zog. So waren alle Vorbereitungen getroffen, als gegen 8½ Uhr heransprengende Kasaken verkündeten, daß der Zug der Verbrecher nahe.

Diese waren, nachdem ihnen in der letzten Gerichtssitzung das Urteil endgültig mitgeteilt, nicht mehr nach der Festung zurückgebracht worden, sondern saßen in den Einzelzellen des Gerichtsgebäudes, in welchem gegen sie verhandelt worden war. Um 6 Uhr morgens wurden sie geweckt und ihnen angekündigt, daß sie sich zum letzten Gang bereit zu halten hätten. Sie hörten diese Mitteilung ruhig an und verlangten nach Thee, der ihnen auch verabreicht wurde. Dann trat der Gefängnisgeistliche bei ihnen ein, um das heilige Abendmahl zu reichen, welches jedoch Sheljabow und die Perowskaja zurückwiesen. Um 8 Uhr verließen die beiden Karren, welche die Verbrecher trugen, den Hof des Gerichtsgebäudes. Auf der Liteinaja hatten mehrere Sotnien Kasaken sowie zwei Kompagnien des Preobrashenskischen Regiments Aufstellung genommen, von denen die eine vor, die andere hinter den Verbrechern marschierte. Die langen, offenen, von schlechten Pferden gezogenen Karren waren schwarz angestrichen und zu je drei, durch eiserne Stangen getrennten Sitzplätzen eingerichtet. Die Gefangenen waren an die Eisenstangen gekettet und saßen so, daß sie den Pferden den Rücken kehrten. Im vordersten Wagen saß Sheljabow und Ryßakow, im folgenden die Perowskaja in der Mitte, rechts von ihr Kibaltschisch, links Michailow. Alle waren gleichmäßig in schwarzen Strafgefangenenanzug gekleidet; über den

Kopf eine Kapuze gezogen, welche nur das Gesicht sehen ließ; die Arme waren ihnen auf den Rücken zusammengeschnürt, die Füße gefesselt; auf der Brust trug jeder eine große schwarze Tafel, auf welcher mit weithin lesbarer Schrift „Kaisermörder" geschrieben war. Alle sahen leichenblaß und verstört aus; die größte Ruhe bewahrte noch die Perowskaja; scheinbar ganz geistesabwesend war Ryßakow. Sheljabow blickte finster vor sich hin, nur selten wandte er sich zu Ryßakow, ihm einige Worte zuflüsternd, welche dieser aber in seinem Zustande nicht zu verstehen schien. Einmal hatte es den Anschein, als wolle Sheljabow sich an das Volk wenden, doch unterdrückte sofortiger Trommelwirbel seine Worte. Kibaltschisch sprach gar nichts; die Perowskaja machte manchmal eine Bemerkung zu ihm, wobei ihr Gesicht einen, allerdings sichtbar gezwungenen spöttischen Ausdruck annahm. Michailow sprach fortwährend zur Perowskaja, bis jene ihm dies zu verwehren schien; außerdem verbeugte er sich fortwährend vor der Menge, alles dies in fieberhafter Aufregung. Das Volk ließ den Zug ruhig, ich möchte fast sagen teilnahmslos, an sich vorüberziehen; niemand verunglimpfte durch irgend ein Wort die Verbrecher, aber auch keines Miene zeigte eine Spur von Mitleid; ein jeder war zu tief von der Gerechtigkeit der Strafe durchdrungen. Fast eine Stunde brauchte der Zug, um zum Richtplatz zu gelangen. Wie lang mag diese den Verurteilten erschienen sein! Die beiden Kompagnien, welche die Verbrecher geleitet, schwenkten ein und schlossen die bisher offene Seite des Vierecks. Die Truppen nahmen „Gewehr auf!" Die Wagen fuhren bis dicht an das Gerüst heran;

dort befreite man die Gefangenen von ihren Stricken und Ketten, und je zwei Polizisten führten sie die Stufen zum Galgen hinauf. Auch hierbei zeigte sich die Perowskaja am ruhigsten; das erste, was sie tat, als sie oben angelangt, war, daß sie sich mit beiden Händen die Haare glättete und zurückstrich. Bei dieser Gelegenheit verleugnete sie den weiblichen Charakter nicht.

Die anderen, namentlich Ryßakow, gelangten nur schwankend, so daß man sah, sie konnten sich nur schwer in den Knieen halten, an die Schandpfähle, wobei sie in folgender Reihenfolge Aufstellung nahmen: auf dem rechten Flügel Ryßakow, dann Sheljabow, die Perowskaja, Michailow, Kibaltschisch. Darauf nahm ihnen der Henker die Kopfbedeckungen ab, die Truppen präsentierten und die Verlesung des Urteils begann. Während derselben wandte sich Sheljabow öfters zu seinen Schuldgenossen und sprach, natürlich unvernehmbare Worte. Nach Beendigung der Verlesung betraten mehrere höhere Geistliche das Gerüst; die Verurteilten traten ihnen entgegen, und jeder küßte das Kreuz. Der älteste Geistliche erteilte ihnen den letzten Segen. Dann verließen die Priester die Richtstätte und der Staatsanwalt überwies die Gefangenen dem Henker. Sie nahmen nun noch, sich gegenseitig küssend, voneinander Abschied, ein Vorgang, dem Ryßakow sehr traurig zusah; denn von ihm, den sie als Verräter ansahen, verabschiedete sich niemand.

Nun begann die Tätigkeit des grausigen Henkers, der sich inzwischen seinen Rock ausgezogen und in rotem Hemde dastand. Mit seinen Gehilfen zog er den Verurteilten die Über-

würfe über den Kopf, die so eingerichtet waren, daß der vordere Teil des Halses frei war. Hierbei faßte er zuvor in roher Weise jeden vorn an den Hals, wohl um sich zu überzeugen, ob die Schleife gut gelegt werden könne. Als er dieses bei der Perowskaja tat, trat diese, wie in weiblicher Scham, schaudernd zurück. Allen wurden die Arme auf dem Rücken zusammengebunden, so daß ihnen nur noch eine ganz geringe Bewegungsfähigkeit blieb. Die Füße waren frei.

Als erster bestieg Kibaltschisch die verhängnisvollen Stufen. Der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals, stieg die Stufen herab — ein Ruck, und der Körper schwebte in der Luft; keine Bewegung deutete mehr ein Zeichen des Lebens an. Hierauf führten zwei Gehilfen Michailow die Stufen herauf; dieser schien bereits das Bewußtsein verloren zu haben, denn nur dadurch, daß ihn die beiden unterstützten, hielt er sich aufrecht. Als ihm der Henker die Schlinge um den Hals gelegt, den Strick fest angezogen und an dem Seitenbalken befestigt hatte, sank er zusammen, so daß er bereits an dem Strick hing, obwohl seine Füße noch die Stufen berührten. Der Henker zog dieselben fort und — das Schreckliche geschah! Der Strick riß, und der Verurteilte stürzte hinab. Er kam, jedenfalls wohl durch die Heftigkeit des Sturzes, wieder zur Besinnung, denn man konnte deutlich sehen, daß er sich allein, ohne Hilfe der Henkersknechte, aufrichtete, trotzdem er hierzu die Arme nicht benutzen konnte. Schnell waren die Stufen wieder herangeschoben, abermals betrat er dieselben; der Henker legte ihm einen anderen Strick um, zog die Schlinge fest zu, rückte die Stufen fort — und wieder riß der Strick, und der Unglückliche stürzte zum zweiten-

mal. — Ein Zeichen des Unwillens ging durch die Reihen der Zunächststehenden und pflanzte sich, immer lauter werdend, unter den Tausenden von Zuschauern fort, einem dem Sturme vorangehenden Windesbrausen vergleichbar. Generaladjutant Baron Driesen rief unwillig dem Henker etwas zu. Dieser kniete neben Michailow nieder, machte ihm eine neue Schlinge um den Hals, die er fest zuzog, und hing dann mit Hilfe seiner Knechte den kein Lebenszeichen mehr von sich Gebenden endgültig auf.

Der Anblick war geradezu grauenerregend! Aber welche entsetzlichen Minuten für die drei noch verbleibenden Verbrecher, welche durch die Hüllen alles sehen konnten!

Zwei neue Stricke wurden in die Ringe eingezogen, was auch wieder längere Zeit in Anspruch nahm. Dann kam Sheljabow an die Reihe, welcher zwischen Kibaltschisch und Michailow gehängt wurde. Dessen Hinrichtung dauerte nur einen Augenblick; der Tod schien sofort einzutreten. Auch die der Perowskaja ging rasch vorüber; sie hatte sichtbar schon das Bewußtsein verloren, bevor die Stufen fortgezogen wurden, denn sie fiel, während sie noch auf diesen stand, vornüber in die Schlinge. Endlich als letzter kam Ryßakow an die Reihe. Auch er schien fast ohne Bewußtsein zu sein; doch mußte auch bei ihm der Henker einen Fehler gemacht haben, denn, nachdem er einige Minuten hing, fing er an Bewegungen zu machen, worauf Frolow die Schlinge fester zuzog. Die gesamte Hinrichtung hatte, durch den schrecklichen Zwischenfall mit Michailow, wohl eine Viertelstunde gedauert. Während der ganzen Zeit ertönte lauter Trommelwirbel.

Über eine halbe Stunde blieben die Verbrecher hängen. — Ein leiser Windhauch bewegte die fünf leblosen Körper hin und her. — Welch schauerlicher Anblick! — Nach Verlauf dieser Zeit wurden die Särge auf das Gerüst gehoben und unter jedem der Gehängten aufgestellt. Dann ließ man diese in der Reihe, wie sie hingerichtet waren, in den Sarg hinab. Gerichtsärzte schnitten die Überwürfe auf, besahen das Gesicht, befühlten das Herz und stellten den eingetretenen Tod fest. Hierauf schlossen die Henkersknechte die Särge und trugen sie auf bereitstehende Wagen; auf den vordersten die von Kibaltschisch und Sheljabow, dann Michailow und die Perowskaja, endlich auf den letzten Wagen den von Ryßakow. Die Wagen wurden mit schwarzen Lederdecken bedeckt und dann durch Kasaken nach irgend einem entfernten Kirchhof geleitet. Die Ruhestätte der Verbrecher ist vergessen. Niemand wüßte sie wieder aufzufinden.

Es war dies die letzte öffentliche Hinrichtung.

Das furchtbare Verbrechen des 13. März 1881 war, soweit es menschlich zu sühnen war, gesühnt. Die fluchwürdigen Verbrecher haben ihr Endziel in keiner Weise erreicht, aber ihr edles Opfer wird unvergessen bleiben, solange es eine russische Geschichte gibt. Neben dem Zar-Befreier wird immer der Zar-Märtyrer als leuchtender Stern im stolzen Herrschergeschlecht der Romanows wie im einfachen russischen Volke glänzen.



Schluss.

Kaiser Alexander II. hatte beschlossen, seine Selbstherrschaft durch eine Verfassung zu beschränken. Die nihilistischen Verbrecher zerstörten in blutiger Weise diesen Vorsatz. Niemand, am allerwenigsten ein Ausländer, vermag zu beurteilen, ob dieser edle Gedanke zum Heile Rußlands gewesen wäre oder nicht. Jedenfalls war in ganz Rußland, namentlich in dessen gebildeten Kreisen, nach dem Heimgang des Kaisers die Frage brennend: Wie wird sich der Nachfolger zu dieser noch nicht fertigen Erbschaft verhalten? Die Antwort sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Am 11. Mai 1881 erließ Kaiser Alexander III. eine Bekanntmachung an sein Volk, deren wichtigste Stelle lautete:

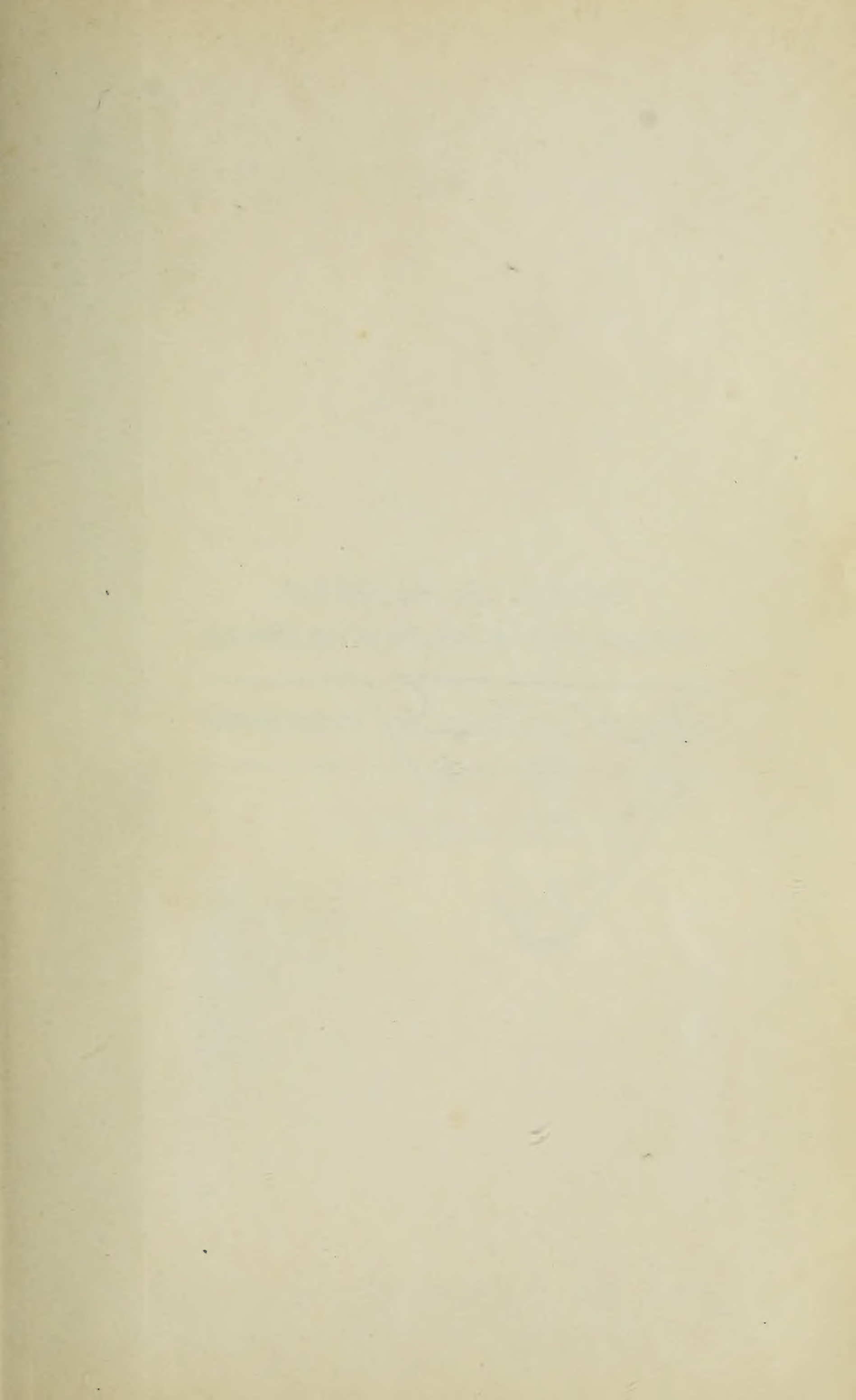
„In unserer großen Betrübnis befiehlt uns Gottes Stimme, fest die Zügel der Regierung zu halten, in der Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben

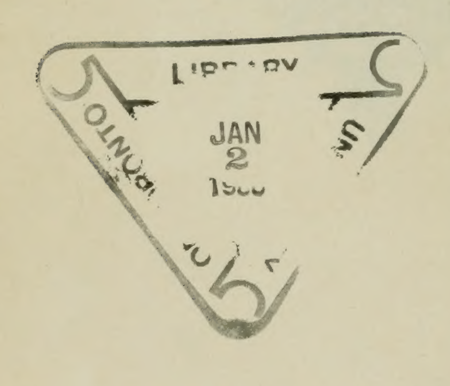
an die Kraft und die Wahrheit der **selbstherrscherlichen** Gewalt, welche wir berufen sind zu befestigen und zu bewahren vor jeder Anfechtung, zum Wohle des Volkes."

Das Selbstherrschertum der Zaren war gesichert. Eine starke Hand hielt sich bereit, dasselbe gegen jeden Angriff zu verteidigen!



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68—71.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 11 13 10 010 1